Ottomar.

Roman aus der Jetztzeit

von

Caroline von Göhren,

Verfasserin der „Adoptivtochter", des „Robert", der „Einquartierung" 2c.

Zweiter Band.

Dresden.

Verlag von Robert Schaefer.

1850.

Schon nach den ersten Tagen des Aufenthalts auf Aarhorst fühlte sich Wartenberg von Langeweile gepeinigt, und dies um so mehr, da der Baron ungewöhnlich düster und schweigsam sich zeigte. Die Anordnungen zum Bau, der noch im Lauf des Sommers vollendet sein konnte, waren bald gemacht, und da seine Reise hierher hauptsächlich den Zweck gehabt hatte, Alma auf unbestimmte Zeit den Händen ihrer Mutter zu übergeben, so sann er nun nur darauf, wie er, ohne Aufsehen zu erregen, dieser Einsamkeit bald möglichst entfliehen könnte.

„Ich glaube, das verdammte Eulennest, was trotz seiner romantischen Lage nichts als Langeweile in sich birgt, hat Dich angesteckt, Helmbold," rief der Graf unmuthig, als nach reichlich

genossenem Mittagsmahl die Herren sich schweigsam gegenüber saßen. „Deine ganze gute Laune ist hin, und ich habe Dich bei Gott noch nie so langweilig gefunden!“

„Was willst Du, Freund,“ erwiderte kalt der Baron, „die großartige Natur hier stimmt zu ernsten Gedanken, und man fürchtet sich fast, irgend einer frivolen Idee Raum zu geben!“

„Wenn dem so ist, so müssen wir eilen aus dieser großartigen Natur, wie Du sie sehr poetisch zu nennen beliebst, wieder hinauszukommen, denn um Kopfhänger zu werden, habe ich wahrlich diese Reise nicht unternommen, dies würde dem eigentlichen Zweck derselben schnurstracks entgegenlaufen!“

„So laß uns nach Linden zurückkehren!“

„Wo denkst Du hin! nach Linden zurückkehren! da würde Alma in pflichtschuldiger Treue wieder mit mir nach Wien zurückgehen wollen, und mein ganzer Plan wäre auf einmal vereitelt! Nein, Du mußt etwas Anderes ersinnen, wie wir von hier fort und zurück nach Wien kommen,

ohne daß es Aufsehen erregt. Du weißt, ich will Almas Abwesenheit benutzen, um Aurelien ihre Großmuthsgrillen vergessen zu machen, und das Uebrige wird sich dann schon finden!“

„Dazu bedarf es keiner Reise nach Wien,“ erwiderte der Baron, „die allerdings Deiner Frau und Deiner sehr würdigen Schwiegermama etwas auffallen müßte und ihnen nicht verschwiegen bleiben könnte, dazu gibt es ein leichteres und sichreres Mittel.“

„Aber welches? Erkläre Dich doch!“

„Du mußt noch einige Tage hier aushalten!“

„Noch einige Tage hier aushalten, wozu soll dies führen?“

„Das wirst Du gleich hören. Aurelie ist, durch mein Zureden dazu bewogen, nach Hartenstein gegangen. Einige Tage tiefer Einsamkeit und ungestörten Alleinseins werden sie bald in die Arme Deiner Feindin, der Langeweile, führen, die Dir aber hier vortrefflich den Weg ebnen wird. Hartenstein ist kaum zwei kleine Tagereisen von hier entfernt; wir verlassen nach einiger Zeit

ganz still und ohne Aufsehen das Schloß, und suchen die arme Verlassene auf, die uns als rettende Engel ansehen und mit offnen Armen empfangen wird. Hier braucht Niemand das Ziel unsrer Reise zu kennen, und in Linden glaubt man uns in Aarhorst mit Bau- und Verbesserungsplänen beschäftigt, während Du Dein Ziel verfolgst, und es Dir selbst zuzuschreiben hast, wenn Du es nicht erreichst!"

„Du bist die Krone aller Freunde, Helmbold," rief der Graf, indem er den Baron mit komischem Pathos in seine Arme schloß, „und ich verspreche Dir, alle meine Liebenswürdigkeit aufzubieten, um die Sprödigkeit der schönen Frau in möglichst kurzer Zeit zu besiegen und sie in phantastischer Liebe erglühen zu machen!"

Der Baron lächelte Beifall, gelobte sich aber im Geheim, der Erfüllung dieser Hoffnung noch manches Hinderniß in den Weg zu legen. Es lag ihm nicht daran, den Grafen als erklärten Liebhaber der Baronin zu wissen; denn wenn er sich auch nicht leugnen konnte, daß Aureliens eheliche Treue wohl nicht ganz fleckenlos geblieben

war, so wollte er doch, bei seinen Plänen für die Zukunft, nicht selbst dazu beitragen, die Zahl ihrer Verirrungen zu vermehren. Sein Zweck war, wie wir schon gesagt haben, beide Theile zu beschäftigen, um sie um so sicherer zu beherrschen. Alma durfte keinen Einfluß auf den Gatten gewinnen, und Aurelie mußte durch wiederholte unglückliche Wahl zuletzt in die Arme desjenigen getrieben werden, den sie schon jetzt als ihren einzigen bewährten Freund betrachtete. Jetzt schon einen Bruch zwischen den jungen Gatten hervorzurufen, lag nicht in seinem Plan. Er kannte die junge Gräfin zu wenig, und erst wenn ihm die vollkommne Ueberzeugung geworden war, daß sie seinen Zwecken in nichts dienen konnte oder wollte, sollte zu diesem äußersten Schritt die Zuflucht genommen werden.

Bei der Ueberlegung und Ausführung dieses Plans hatte der Baron aber vergessen, daß in jedem Hause, wo es unbeschäftigte Dienstboten gibt, die Thüren und Wände Ohren zu haben pflegen. Herr Pierre, der, um der Langeweile, die auch ihn plagte, zu entgehen, es sich zur

Pflicht machte, die Gespräche seines Herrn zu belauschen, erfuhr auf diese Art den Zweck und das Ziel der beabsichtigten Ausflucht und konnte sich die Genugthuung nicht versagen, gegen den alten Thorwart und das übrige Dienstpersonal als ein in allen Plänen seines Herrn Eingeweihter sich geltend zu machen.

So erfuhr die junge Gräfin plötzlich das, was nach der Meinung des Barons ihr noch lange und vielleicht auf immer verschwiegen bleiben sollte, und die Folgen dieser Unvorsichtigkeit drohten seine wohlberechneten Pläne zu zerstören.

Nach einer ununterbrochenen Reise spät im Schloß Linden wieder angekommen, eilte Alma, Ermüdung vorschützend, sogleich auf ihr Zimmer, und vor den Spiegel tretend, verhing sie ihn hastig mit einem großem Tuche. „Ich bin nicht schön,“ rief sie weinend, „die Mutter irrt sich, und ich selbst war verblendet. Wäre ich schön, so würde er zu mir zurückgekehrt sein, statt daß er einer fremden Frau folgt, deren

Reize ihn fesseln, und er die arme Alma vergißt, die in thörichter Einbildung seine Liebe zu besitzen glaubte!" Schluchzend warf sie sich auf ihr Lager, und ihr junges Herz kämpfte den harten Kampf, in welchem so manche Frauenbrust sich trostlos verblutet.

Als die ersten Strahlen der Sonne die fernen Berggipfel vergoldeten, öffnete sie ihr Fenster und ließ die heiße Wange von der frischen Morgenluft kühlen, dann kniete sie nieder und betete lange, und als sie aufstand von diesem Gebet, in welchem sie ihre ganze Seele vor ihrem Schöpfer ausgeschüttet hatte, da war eine Ruhe und Klarheit über ihr jugendliches Gesicht ausgegossen, als wenn der Engel des Trostes seine Fittige über sie gebreitet hätte. Lächelnd nahm sie das Tuch von dem verhängten Spiegel, kühlte dann die brennenden Augen mit frischem Quellwasser und ging so hinunter zu der harrenden Mutter.

Auch für Gräfin Linden war die Nacht schlaflos vergangen, und sie hatte tausend Pläne entworfen, den Schmerz des geliebten Kindes zu

mildern, ihr den Schritt des Grafen als etwas an sich Unbedeutendes darzustellen, und die Hoffnung in ihrer jungen Seele wieder zu beleben. Almas Schmerz fürchtend, sah sie mit Bangen deren Eintreten entgegen, und war daher sehr angenehm überrascht, die junge Frau ruhig, ja mit fast heitrer Miene zu sehen.

„Ich habe Dir gewiß Sorge gemacht, liebe Mama,“ sagte Alma, der Mutter Hand küssend, „auch war ich recht betrübt und überrascht, allein man sagt ja: beßrer Rath kommt über Nacht, und so habe ich mir denn in dieser Nacht Alles recht überlegt und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß Adolph gewiß unschuldig an der ganzen Reise ist. Sieh,“ fuhr sie fort, indem sie der Mutter Hand noch immer haltend sich zu dieser aufs Sopha setzte, „der Baron ist nicht daran gewöhnt, in ländlicher Stille zu leben, er ist ein intimer Freund der Hartenstein und wird Wartenberg zu dieser Reise veranlaßt haben, und hätte mich Adolph nur davon in Kenntniß gesetzt, so würde ich gewiß gar nichts darin erblickt haben!“

Gräfin Linden freute sich innig, die Tochter so beruhigt zu sehen, und um auch den letzten Stachel aus ihrer Brust zu nehmen, sagte sie, die etwas blasse Wange der jungen Frau freundlich streichend: „Daß Dein Mann Dich nicht in Kenntniß von dieser kleinen Ausflucht gesetzt hat, daran bist Du vielleicht selbst Schuld, und es ist von seiner Seite nur eine Schonung. Gewiß hast Du ihm die kleine Eifersucht, die Du wegen der Hartenstein empfunden, nicht genug verborgen, er hat dem Freunde den Wunsch, mit ihm auf einige Tage nach Hartenstein zu gehen, nicht abschlagen wollen; um Dir aber nicht weh zu thun, hat er es Dir verschwiegen, und ohne Deine unglückliche Idee, ihn in Aarhorst zu überraschen, wäre Deine Ruhe wirklich nicht gestört worden!"

„Ja, Mutter, so wird es sein," rief lebhaft Alma, „und der Schmerz, den ich empfunden, ist nur die Strafe meines Ungehorsams; denn hätte ich Deinen Rath befolgt, so wäre diese unglückliche Reise unterblieben!"

Wenige Tage nach dieser Unterredung kam ein Brief des Grafen, aus Aarhorst datirt, worin

er seiner jungen Gattin meldete, daß unerwartete Geschäfte ihn plötzlich nach Wien riefen, und der Umweg über Schloß Linden eine zu große Verzögerung veranlassen würde; daß er aber ungesäumt, sobald Alles abgethan sei, zu seiner lieben Alma eilen werde.

Alma schwieg, nachdem sie den Brief gelesen, und auch die alte Gräfin wagte nicht, ihren Befürchtungen Worte zu geben. In beider Brust schien der Gedanke Raum zu gewinnen, daß der Brief wohl nicht in Aarhorst geschrieben sein möchte, doch mochte keine diesen Argwohn aussprechen. Alma blieb trüb und schweigsam, und stand oft stundenlang am Fenster, immer den Weg hinunterblickend, der nach Wien führte. Endlich sah sie eines Abends einen Wagen die Richtung nach dem Schlosse nehmen, und mit freudeklopfendem Herzen eilte sie die große Schloßtreppe hinunter, überzeugt, den Gatten in ihre Arme zu schließen. Aber nur der alte Joseph stieg von der gräflichen Carosse und überreichte der jungen Gebieterin mit verlegner Geberde einen Brief.

„Mein Gott, der Graf ist doch nicht krank?“ rief angstvoll die junge Gräfin.

„Der Herr Graf schienen wohlauf zu sein, als sie Wien verließen,“ antwortete nicht ohne Zögern der alte Diener.

„Und wo ist der Graf hingereist?“

„Ich glaube in ein Bad, doch das werden der Herr Graf der Frau Gräfin wohl Alles ausführlich geschrieben haben.“

Sich gewaltsam zusammenraffend, nahm Alma den Brief aus den zitternden Händen des alten treuen Dieners und eilig in ihr Zimmer zurückkehrend, las sie mit klopfendem Herzen dessen Inhalt.

„Ich glaube Deinem unausgesprochenen Wunsch zuvor zu kommen, meine Alma,“ schrieb der Graf, „wenn ich Dir gestatte den Rest des Sommers bei Deiner Mutter zu bleiben. Du liebst das Getreibe der Welt nicht, und Deine blühende Gesundheit bedarf nicht der Hülfe irgend einer Bade- oder Brunnenkur. Mir haben aber die Aerzte wegen meiner wahrscheinlich vom Tanzen etwas angegriffenen Brust, den Gebrauch von

Ems und dann eine Traubenkur angerathen, und ich sehe mich also genöthigt mich in das Badeleben zu stürzen. Ich weiß, Du würdest mir gefolgt sein, denn Du bist eine gar pflichtgetreue kleine Frau, ich weiß aber auch, daß Du die Stille des Landlebens und die Gesellschaft Deiner trefflichen Mutter allem geräuschvollen Treiben vorziehst, und so erwarte ich Dich denn erst zum Herbst wieder in Wien. Damit es Dir aber nicht an Bequemlichkeit und an einem sicheren Begleiter auf kleinen Ausflügen fehle, sende ich Dir Deine Equipage und den alten treuen Joseph, den Du ja so gern hast."

Alma las diesen Brief mehrere Male und einzelne große Thränen glitten über ihre Wangen, aber wie von einem plötzlichen Entschluß beseelt trocknete sie die Augen, und ging in das Zimmer ihrer Mutter, der sie schweigend das Schreiben reichte.

Die Gräfin war nicht wenig erstaunt über dessen Inhalt, aber schnell überblickend was hier nöthig, schloß sie die Tochter in ihre Arme, und rief lebhaft: „Wie dankbar bin ich dem Grafen,

daß er Dich mir läßt, und wie liebevoll sorgt er für Dich und für das, was Dir angenehm sein kann!"

Alma schüttelte das Haupt, „wir wollen sehen, ob er diese Lobsprüche verdient!" sagte sie und ehe die Mutter es verhindern konnte, befahl sie den alten Joseph zu rufen.

„Joseph," sprach sie zu dem Eintretenden gewendet, „haben Sie keinen Brief für mich von der Baronin? Sie versprach mir zu schreiben."

„Die Frau Baronin waren nur wenige Tage in Wien und werden wohl nicht Zeit zum Schreiben gehabt haben."

„Ah, sie wird wieder eine Reise machen! haben Sie nicht gehört, welche Richtung sie diesmal einschlagen wird?"

„Mademoiselle Nanette sagte mir, als der Herr Graf mich einst mit ein paar Zeilen hinübersendeten, weil Monsieur Pierre eben nicht zu Hause war, daß Ihre Gnaden, die Frau Baronin, diesmal nur nach Ems zu gehen gedächten, und vielleicht später noch weiter hinab an den Rhein!"

Alma blickte auf ihre Mutter; es lag eine

Welt von Schmerz in diesem Blick. — „Es ist gut, Joseph," sagte sie mild, „gehen Sie, sich von der Reise auszuruhen!"

Als der alte Diener, der nicht ahnete, wie er das Herz seiner jungen Herrin zerriß, das Zimmer verlassen hatte, wollte Gräfin Linden der Tochter tröstende Worte sagen, allein Alma wehrte ihr mit einem Zeichen der Hand. „Mutter," rief sie, indem sie ihre Arme leidenschaftlich um den Hals der Gräfin schlang, „Mutter, ich bin nicht unglücklich, denn Du bleibst mir!"

Von diesem Tage an schien ein andrer Geist in diesem jungen Gemüth zu walten, sie war ruhig, oft sogar heiter, aber der jugendliche Frohsinn war auf immer geflohen, und frühzeitiger Ernst umwölkte die sonst so klare Stirn.

Mit banger Besorgniß sah Gräfin Linden die immer bleicher werdenden Wangen der Tochter, welche zu zerstreuen und zu erheitern sie sich vergebens bemühte.

„Ich bin am glücklichsten Mutter, wenn ich mit Dir allein bin," war stets die Antwort der jungen Frau, wenn die Gräfin einen Besuch in

der Nachbarschaft oder irgend einen weitern Ausflug vorschlug; und wenn sie dann bei ihrem Wunsch beharrte, so fügte sich Alma freundlich demselben, war aber am nächstfolgenden Tag noch bleicher und stiller als gewöhnlich, und oft so angegriffen, daß die besorgte Mutter sich gezwungen sah einen andern Weg einzuschlagen, wollte sie nicht die Gesundheit des geliebten Kindes gefährden. In dieser Verlegenheit war es ihr wie ein gutes Zeichen, wie ein Trost von oben, als ihr eines Tages der Besuch des Grafen Anselm Eichhorst gemeldet wurde. Diesem edlen Mann konnte sie sich vertrauen, von ihm hoffte sie Rath und Trost zu erhalten, und so eilte sie ihm denn mit unverhehlter Freude entgegen.

Durch einen Jugendfreund, der eine Zeitlang mit ihm auf seinem Gute in Tyrol zugebracht hatte, zu einer Reise nach Italien bewogen, hatte Anselm lange nichts von Alma gehört, er glaubte sie noch in Ungarn, und war daher freudig überrascht sie in Linden bei ihrer Mutter zu sehen. Aber so froh ihn auch die Nachricht ihrer Anwesenheit gestimmt hatte, so schmerzlich fühlte er sich

durch ihren Anblick bewegt, und Gräfin Linden, die ihn scharf beobachtete, sah nur zu deutlich die schmerzlichste Ueberraschung in seinen Zügen sich ausprägen.

Als Alma, große Müdigkeit vorschützend, am Abend das Zimmer ihrer Mutter zeitig verlassen hatte, wendete sich Anselm mit der Frage an die alte Gräfin: „ob Gräfin Wartenberg krank gewesen sei?"

„Ihr Körper ist gesund," erwiderte seufzend Gräfin Linden, „aber ihre Seele leidet, und da kann kein Arzt helfen, und auch die Mutterliebe steht rathlos bei diesem Schmerz, und kann nicht so stützen und aufrichten, wie sie wohl möchte!"

„Wenn das Herz leidet," sagte ernst Anselm, „so muß man dem Charakter die Festigkeit geben diese Leiden zu tragen!"

„Ach, lieber Graf, Sie sind mir wie ein helfender Engel erschienen in dieser meiner Rathlosigkeit," rief lebhaft die Gräfin; „Ihnen will ich vertrauen und will Ihrer Ansicht und Meinung willig folgen, vielleicht gelingt es mir dadurch

Almas Lippen wieder lächeln, diese bleichen Wangen wieder sanft geröthet zu sehen!"

„Ich glaube nicht, daß Gräfin Alma durch äußere Zerstreuungen und Vergnügungen von dem Kummer zu heilen sein möchte, der ihre junge Seele jetzt niederbeugt," sagte Anselm, nachdem die Gräfin ihm die ganze Lage der Sache, sowie ihre Versuche, die Tochter aufzuheitern, mitgetheilt hatte, „lassen Sie uns versuchen, was eine geregelte und ernste Beschäftigung thun wird! Erlauben Sie mir einige Tage hier zu verweilen, und lassen Sie mich den Versuch wagen!"

Dankbar nahm die Gräfin den Vorschlag des welterfahrnen Mannes an, und doppelt freudig ergriff Anselm die Gelegenheit, die ihm nicht allein gestattete, längere Zeit in Almas Nähe zu weilen, sondern ihm zugleich die Hoffnung gab, ihr nützlich zu werden. Als gewandter Redner wußte er die junge Frau durch Erzählungen seiner Reisen allmählig zu interessiren, und ihr nach und nach den Muth einzuflößen einzelne Mittheilungen über ihre eben erst vollendete Reise in Ungarn zu machen. Diese kurzen Mittheilungen und einzelnen

hingeworfenen Skizzen beredete er sie dann in ein Ganzes zusammen zu bringen, es zu sichten und systematisch zu ordnen, wobei er ihr seinen Rath und Beihülfe versprach. So war Alma nun auf eine bestimmte Beschäftigung hingewiesen, wovon er sich, wenn nicht gänzliche Heilung, doch Besserung ihres Gemüthszustandes versprach. In den schon länger werdenden Abenden las er dann den Damen vor, und wählte seine Lectüre gewöhnlich so, daß die edle Entsagung oder der würdige Stolz der Frauen dadurch in das rechte Licht gestellt und der Wunsch zur Nachahmung rege gemacht wurde.

Wenn gleich nur wenige Jahre älter als Wartenberg, war Graf Anselm doch dem Vetter nicht allein in allen Fächern des Wissens weit voraus geeilt, sondern besaß auch eine Welt- und Menschenkenntniß, wie man sie in so jungen Jahren selten findet und wie Graf Adolph weit entfernt war, sie zu besitzen. In abhängigen Verhältnissen geboren, war es ihm bald klar geworden, daß er seine Selbstständigkeit durch sich selbst, durch eigne Kraft und Anstrengung erlangen

müsse, denn so sehr auch Gräfin Eichhorst wünschte, den geliebten Sohn als einstigen Erben des reichen Onkels zu sehen, und so oft sie sich auch im Stillen schmeichelte diesen Wunsch doch noch zu erreichen, so sorgfältig hatte sie sich gehütet diese Hoffnung gegen den Sohn durchblicken zu lassen. Stolz auf ihren alten Namen war ihr der gesunkene Glanz ihres Hauses ein Quell tiefen, nagenden Kummers, denn sie dachte sich nichts trauriger als grade einen armen Grafen. „Je höher die Geburt," sagte sie oft, „je drückender ist die Armuth! Der arme Bürger kann jeden Erwerbszweig ergreifen, ohne sich zu entehren oder sich lächerlich zu machen, man wird seine Anstrengungen ehren, seine Industrie unterstützen, während man auf den herabgekommenen Großen nur mit Hohn und Schadenfreude blickt. Und welchen Erwerbszweig soll denn der Hochgeborne, der Urfreie ergreifen? Kann der Graf das Feld pflügen, kann er ein Handwerk treiben oder Lasten tragen? Würde nicht der Hohn der Niedern und die Verachtung der Vornehmen sein Loos sein? Nein, der, dem das harte

Schicksal wurde, bei einem glänzenden Namen des Glanzes des Reichthums zu entbehren, der muß glänzen durch die Gaben seines Geistes, muß den Niedern Achtung einflößen durch die Ehrenhaftigkeit seines Charakters, durch die Reinheit und Lauterkeit seines Wandels. Der Träger eines edlen Namens muß sein Haupt stolz erheben können im Bewußtsein seines Werthes, und die Anerkennung dieses Werthes, dieser geistigen Ueberlegenheit, muß den Mangel des Reichthums vergessen machen."

Von solchen Grundsätzen beseelt, war es das eifrige Bemühen der Gräfin ähnliche Ansichten in der Brust des Sohnes zu erwecken, und in dem Gemüth des jungen Anselm fand sie den fruchtbarsten Boden. Sorgfältig verbarg sie ihm die Hoffnungen, die sie im Stillen hegte, daß er einst der Erbe des reichen Onkels sein könnte. „Dein Vetter wird die Augen gewöhnlicher Menschen einst durch Rang und Reichthum blenden, wiederholte sie unaufhörlich gegen den Knaben, aber Graf Anselm Eichhorst wird von den Edlen geliebt und geachtet werden, sein Reichthum wird seine

Geistesbildung, seine Kenntnisse und sein Edelmuth sein. Er wird stolz darauf sein, sich selbst genügen zu können, und wird der Schätze des reichen Onkels nicht bedürfen, ohne welche Graf Adolph unbeachtet durch die Welt gehen würde!"

So von dem Stolze der Mutter, die er innig liebte und verehrte, gestachelt, war es Anselms eifriges Bestreben sich die Vollkommenheiten zu eigen zu machen, die sie von ihrem Sohn begehrte, sowie das Bild, welches sie ihm von Welt und Menschen entwarf, seine Neugierde reizte und den Trieb zum Beobachten in ihm erweckte. Von den besten Lehrern unterrichtet und mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet, überflügelte er bald in allen Fächern des Wissens seinen Vetter, der zwar von der Natur fast mit ähnlichen Geisteskräften ausgerüstet war, aber durch unbesiegbaren Leichtsinn hingerissen diese Kräfte müssig schlummern ließ. Als beide Jünglinge in die Welt traten, entwickelte sich die Beobachtungsgabe bei Graf Anselm schnell zu ungewöhnlicher Fertigkeit, und reifte ihn in wenigen Jahren zum selbstständigen Mann, während Wartenberg, der aus Leichtsinn

und einer Art Geistesfaulheit die Augen fast absichtlich schloß, bald ein willenloses Werkzeug in der Hand seiner eigennützigen Freunde wurde. Mehrfach hatte sich Anselm bemüht, den Vetter, den er als Jugendgespielen liebte, aus diesen unwürdigen Händen zu befreien, allein schon durch das Lob, welches seine Lehrer und selbst der alte Onkel Anselm so freigebig und oft auf seine Kosten ertheilten, war Wartenbergs Herz dem Freund seiner Jugend entfremdet worden, welche Mißstimmung sich noch durch die Anerkennung vermehrte, die Anselm in allen Kreisen fand, und die man bei der Ungewißheit, wer der eigentliche Erbe des alten Grafen sein würde, sich nicht scheute laut und öffentlich auszusprechen. Baron Helmbold, der sich, wie wir schon gesagt, schnell dem jungen Wartenberg angeschlossen, nachdem Anselm seine Annäherungen höflich aber kalt zurückgewiesen hatte, war eifrig beflissen, die Kluft zwischen den Verwandten noch zu erweitern, und so trat denn, ohne eigentlichen öffentlichen Bruch, doch eine solche Kälte und Entfremdung zwischen den Jugendgespielen ein, daß Anselm jeder Rath, ja fast jede

Annäherung unmöglich wurde. Wartenberg stürzte sich leichtsinnig in den Strudel der Hauptstadt, und bald hielt die Sorge für den eignen Ruf, den er hoch und heilig achtete, Anselm von jeder nähern Verbindung mit dem Vetter ab. Als aber Adolph sich vermählt hatte, als Anselm Alma sah, die so jung, so unschuldig und kindlich froh das Theater der Welt betrat, wo ihr, das sah Anselm vorher, eine so schwere, trübe Rolle zu Theil werden mußte, da zog inniges Mitleid ihn zu der jungen Frau, und da auch Wartenberg seine Annäherung wieder mehr zu begünstigen schien, so nahm er sich vor, durch seine Stellung als Verwandter gleichsam dazu berechtigt, der jungen Frau als Schirm und Stütze zu dienen.

Er hatte nicht geglaubt, daß Wartenberg, der diese Wahl nicht aus Liebe, sondern nur um der Erbschaft gewiß zu sein, getroffen hatte, ein treuer, liebender Gatte sein würde, allein bei Alma's Schönheit hatte er die Katastrophe nicht so schnell erwartet, und nicht ohne Grund glaubte er wieder deutlich den Einfluß des Barons zu erkennen. Mit schmerzlicher Theilnahme erfüllte

es ihn daher, als er die junge, kaum sechszehnjährige Frau als eine geknickte Lilie vor sich sah, und mit heiligen Eiden gelobte er sich, ihr die Kraft zu geben, die ihr nöthig war, um ihr Geschick mit Würde zu tragen. Er übersah nicht mehr die Gefahr, die für ihn selbst daraus entstehen konnte, allein der eignen Stärke sich bewußt, glaubte er, ohne andere Gefahr als für sich selbst das Werk beginnen zu können, und kleinlich erschien es ihm, vor einem guten Werk zurück zu beben, blos weil dieses Werk ihm selbst Kummer bereiten könnte.

Um den Argdenkenden keinen gerechten Stoff zum Gerede zu geben, blieb er zwar nicht immer in Schloß Linden, doch kehrte er oft dahin zurück, und unterhielt auch während seiner Abwesenheit einen fortgesetzten Briefwechsel. Er ließ sich von Alma Bericht abstatten über ihre Beschäftigungen, ihre Lectüre, ihre Arbeiten. Mit richtiger Berechnung hatte er in ihr die Liebe zur Kunst, sowie zum Studium der Natur zu erwecken gewußt, und ihre Briefe brachten ihm oft eine seltene Pflanze, die sie auf ihren Spaziergängen im

Gebirge gefunden, oder eine Ansicht, welche sie nach der Natur aufgenommen hatte. Zwar verriethen diese Skizzen und Ansichten noch gar sehr die Hand der Anfängerin, allein Anselm wollte keine Künstlerin bilden, er wollte ein geknicktes Gemüth dem Leben und der wirksamen Thätigkeit wieder geben, und so waren Alma's schwache Versuche ihm werther, als die schönsten Leistungen des vollendeten Künstlers, denn sie bewiesen ihm, daß sie bemüht war seinen Wunsch zu erfüllen. Auch die Briefe der jungen Frau gaben ihm ein beruhigendes Gefühl, sie waren herzlich und einfach. Alma sah in dem jungen Mann nur den Freund, den Verwandten und Jugendgespielen ihres Mannes, dies sprach sich in jeder Zeile deutlich aus, und Anselm sagte sich oft, wenn er den Brief aus der Hand legte: „Mögen mir aus diesem Bündniß Schmerzen beschieden sein, der reine Spiegel ihrer Seele wird wenigstens nicht getrübt werden!"

So verging der Sommer, und mit dem Eintritt des Spätherbstes glaubte Alma den Grafen in Wartenberg erwarten zu können. Er hatte

gesagt, daß er dann die Jagden dort abhalten würde, allein auch dieses Vergnügen schien seinen Reiz für ihn verloren zu haben. Seit seiner Rückkehr nach Wien schrieb er zwar öfter an seine junge Frau, als er es vor seiner Reise und von Ems aus gethan, allein seine Briefe waren kurz und kalt, und da er darin nie den Wunsch aussprach, Alma in Wien zu sehen, so schwieg auch sie, und suchte sich an den Gedanken zu gewöhnen, auch den Winter entfernt von ihrem Gatten zu leben. Endlich spät im Jahre, als schon Schnee und Eis die Wege bedeckte, kam ein Brief, der Alma zur Reise nach Wien aufforderte.

„Mutter, ich wünsche bei Dir zu bleiben!" sagte Alma, nachdem sie gelesen.

„Das kannst Du nicht, mein Kind, die Frau darf dem Verlangen ihres Gatten, sie in seiner Nähe zu haben, sich nicht widersetzen!"

„Allein ich konnte doch erwarten, daß Graf Adolph selbst kommen würde, mich zu holen!"

„Ich hätte dies auch gewünscht, besonders jetzt, wo in unsrer Gegend die Wege so schlecht und nicht ohne Gefahr sind, allein Du hast ja

Deine Leute, und Joseph wird Alles zum Besten einrichten!"

Alma schwieg. „Mutter," hob sie aber nach einer Weile wieder an, „mir scheint darin, daß der Graf es nicht der Mühe werth hält, selbst zu kommen, und so gerade hin nur Gehorsam gegen seinen Befehl erwartet, ein Verstoß gegen die angeborne Würde der Frau zu liegen!"

Die Gräfin zögerte einige Augenblicke zu antworten; sie sah, welche überraschende Früchte ihre und Anselms Unterweisungen getragen hatten. Das Selbstgefühl der Tochter freute sie, und doch hatte sie Furcht, daß das Uebermaß desselben zu einem Bruch führen könnte, den sie lebhaft zu vermeiden wünschte.

„Meine Alma," sagte sie daher nach einiger Ueberlegung, „die Würde der Frau ist ihr höchster, ihr edelster Besitz, doch darf sie dem Gatten gegenüber nie in Schroffheit ausarten. Erst wenn wir alle Mittel der Liebe und der Duldung erschöpft haben, um den Verirrten zu uns zurückzuführen, erst dann ist es uns vergönnt, eingedenk der eignen Würde, uns vor Erniedrigung

zu bewahren. Ein zu eiliges, schroffes Zurücktreten rechtfertigt weder die Welt, noch steht es im Einklang mit den Grundsätzen der Religion. Von den Zurücksetzungen und Vernachlässigungen, die wir durch unsre Männer erfahren, trifft nicht uns die Schmach, aber Tadel würde uns treffen, wollten wir zu schnell, zu voreilig richten! Dein Gatte verlangt Dich an seine Seite, dies ist ein Beweis, daß Du ihm nicht gleichgültig bist; kannst Du da um die Form rechten wollen? Geh, mein Kind, biete Alles auf, Dir sein Herz zu erwerben, ihn zu Dir zurückzuführen, und erst wenn alle Deine Anstrengungen vergebens sein sollten, wenn nicht Bitten, nicht Duldung, wenn selbst ernste Mahnungen nichts helfen, erst dann darfst Du daran denken, daß der Himmel Dir eine Mutter gelassen hat, in deren Arme Du flüchten kannst!"

Mit tiefer, inniger Rührung hatte Alma die Worte gehört. Als die alte Gräfin, überwältigt von ihrem Muttergefühl, schwieg, stand sie langsam auf, und knieend die Hand der Theuren an ihre Lippen drückend, rief sie: „Mutter, ich ge-

lobe Dir, treu Deinem Rathe zu folgen. Alles will ich aufbieten, Adolphs Herz mir wieder zu gewinnen, streng will ich dem Stolz meiner Seele Schweigen auferlegen, will dulden, ohne zu murren, will Härte und Gleichgültigkeit mit Liebe und Demuth erwidern, allein wenn ich scheitern sollte in meinen Bestrebungen, wenn ich mit gebrochnem Herzen das Unfruchtbare meiner Mühen beklagen müßte, dann werden sich mir die Mutterarme öffnen, und ich werde da Trost finden, wo ich als Kind Glück und Ruhe fand!"

Gerührt schloß die Gräfin die Tochter an ihre Brust, und die Thränen der beiden Frauen vereinten sich.

Es ist eine Eigenthümlichkeit in dem Charakter der Frauen, daß sie den Mann ihrer Wahl freigebig mit allen Eigenschaften des Geistes und des Herzens ausstatten, und dies auch selbst bei der oberflächlichsten Bekanntschaft. Aeußere Schönheit und ein feines geselliges Benehmen nimmt die Frau nur zu bald zu Gunsten des Mannes ein, und ihre geschäftige Phantasie fügt zu diesem gefälligen Aeußern schnell alle Gaben des Geistes

und des Herzens hinzu. Gewiß recht oft klagen Frauen mit Unrecht über Täuschung und Trug, denn sie selbst sind größtentheils die Urheberinnen dieser Täuschung. Sie wählen gewöhnlich nur nach dem Herzen, ohne zu prüfen, ob eine Gleichheit der Charaktere, eine Uebereinstimmung der Gesinnungen, ohne welche kein wahres Glück in der Ehe möglich ist, wirklich besteht oder nicht. Von äußern vergänglichen Vorzügen geblendet, versäumen sie jedes tiefere, ernstere Studium des Charakters des von ihnen gewählten Mannes, und sind von vornherein überzeugt, daß in diesem schönen Kopf ein durchdringender Verstand, in diesem edlen Körper ein zartfühlendes für alles Schöne und Große begeistertes Herz wohnt, und gewiß sehen manche Männer, die sich ihrer Schwäche bewußt sind, mit gerechtem Erstaunen sich zum Gott erhoben, selbst ohne daß es ihnen auch nur die kleinste Anstrengung gekostet hätte.

Wenn nun nach Jahren der Ehe die glänzenden Gewänder, mit welchen die geschäftige Phantasie der Frauen ihre Lieblinge ausstattete, nach und nach fallen, wenn der, nun nicht mehr

durch Aeußerlichkeiten geblendete Blick mit Schrecken die nüchternste Alltäglichkeit dort gewahrt, wo er früher edlen Enthusiasmus und hohen Aufschwung zu sehen wähnte, wenn das Laster und die Gemeinheit in ekelhafter Nacktheit sich da zeigen, wo sie hohe Tugend und erhabene Gesinnungen anbeteten, da schreien die meisten Frauen über Trug, Heuchelei und Verrath, und vergessen, daß sie selbst es waren, die einen Götzen auf den Altar setzten, daß ihre Phantasie ihn umkleidete mit den bunten Gewändern aller Tugenden, daß sie es waren, die noch lange absichtlich die Augen schlossen, um nur die schöne Täuschung noch festzuhalten und um ihren Irrthum sich nicht selbst einzugestehen!

Wohl ist es unendlich hart, sich sagen zu müssen: der Mann, dem Du Dein Herz gegeben, an dessen Edelmuth und Tugend Du wie an eine heilige Wahrheit glaubtest, ist nichts als ein gemeiner Betrüger, oder ein grob sinnlicher Mensch, dessen zusammengeschrumpftes Herz keines Aufschwungs, keiner edlen Handlung fähig ist, und unglücklich und bedauernswürdig ist die Frau,

der ein solches Loos zu Theil wird. Aber über Verrath und absichtliche Täuschung darf sie in den meisten Fällen nicht klagen, weil diese nur selten die Ursache ihres Unglücks sind. In sich selbst, in ihrer eignen Leichtgläubigkeit, in dem Drange, sich freiwillig zu täuschen, der dem weiblichen Geschlecht so eigen ist, in der Regsamkeit ihrer Phantasie, die sie Alles idealisiren läßt, muß sie den Feind ihrer Ruhe und ihres Glückes suchen, und in den meisten Fällen besteht der Vorwurf, der den Mann mit Recht trifft, nur darin, daß er es recht hübsch und bequem gefunden hat, sich als Gott verehren zu lassen, oder durch diese Verehrung dahin kam, sich selbst als ein außergewöhnliches Wesen zu betrachten.

Auch Graf Wartenberg hatte seiner jungen Gemahlin gegenüber sich keinen eigentlichen Betrug zu Schulden kommen lassen. Er hatte gefallen wollen, und es war ihm geglückt, ohne daß er dabei erheuchelte Tugenden zur Schau getragen hätte. Von seinem Range und seinem Reichthum geblendet, hatte Gräfin Linden diese Heirath als ein Glück für ihre unbemittelte Tochter

angesehen, und die kaum den Kinderjahren entwachsene Alma hatte mit der ganzen Liebesbedürftigkeit eines jugendlichen Herzens sich dem schönen Manne angeschlossen. Durch seine Vernachlässigungen empfindlich gekränkt, und durch Anselms und der Mutter Lehren zum Gefühl ihrer eignen Würde gelangt, war der Gedanke in ihr aufgetaucht, nicht wieder zu dem Grafen zurückzukehren, allein in streng religiösen Grundsätzen erzogen, fanden die Ermahnungen der Gräfin schnell Eingang in ihrem Herzen.

Ganz von seiner Neigung für Aurelien beherrscht, hatte der Graf bisher nicht daran gedacht, seine junge Gattin zu sich nach Wien zu berufen, allein eine so schnelle Trennung der erst geschlossenen Ehe lag nicht in den Plänen des Barons. Blieb Wartenbergs Ehe kinderlos, so fiel nach dem Willen des Erblassers das ganze ungeheure Vermögen an dessen nächsten Verwandten, Grafen Eichhorst, und dies mußte auf jede nur mögliche Art und Weise verhütet werden. Sollte ein plötzlicher Tod den Grafen hinraffen, was bei seiner wüsten Lebensweise und

seiner dadurch schon sehr zerrütteten Gesundheit nicht unmöglich, ja sogar wahrscheinlich war, so blieb dem Baron keine andere Hoffnung, als Aurelien zur Ehe zu bewegen, und diese an und für sich schon unsichere Aussicht trat jetzt immer mehr in den Hintergrund, da die launenhafte Frau wirklich eine Neigung für Wartenberg gefaßt zu haben schien, und im Fall seines Todes wohl schwerlich so bald zu einer Heirath zu bewegen sein würde. Was die Zukunft dann bringen könnte, das war bei diesem beweglichen Gemüth schwer zu berechnen, vielleicht würde sie in den Flammen einer neuen Liebe Trost für den erlittenen Verlust suchen, vielleicht in schroffer Abgeschiedenheit von der Welt eine Zeitlang leben, um sich dann um so mehr in ihrem Taumel zu berauschen, oder in stetem Umherschweifen Zerstreuung und Vergessenheit suchen. Ein großer Fehlgriff würde es gewesen sein, bei Aurelien auf eine dauernde, bestimmte Richtung zu rechnen, das wußte Helmbold zu gut, und so schien es ihm rathsam, die jungen Eheleute wieder zu vereinen. Hinterließ der Graf Kinder, so konnte er

darauf rechnen, daß sie seiner Obhut anvertraut und er ihnen zum Vormund gesetzt werden würde, und dann war nicht allein das Schicksal der Kleinen, sondern auch Alma in seine Hand gegeben, und seine Schuld würde es dann sein, wenn er diese günstige Stellung nicht zu seinem möglichsten Vortheil benutzte.

Diese Betrachtungen ließen ihn den Grafen dahin bestimmen, seine junge Frau zu sich zu rufen, wozu er klug dessen Abneigung gegen seinen Vetter Graf Eichhorst benutzte. Der Gedanke, daß nach seinem Tode der verhaßte Anselm Herr und Gebieter in Wartenberg sein würde, war dem Grafen Adolph unerträglich, und wenn gleich er das Ende seines Lebens noch weit hinausgeschoben glaubte, so mochte er doch auch in der fernsten Zukunft diese ihm so verhaßte Aussicht nicht haben, und so fanden denn die Vorstellungen des Barons leicht Eingang bei ihm, und er beschloß, den Rath des Freundes ungesäumt zu befolgen.

An Almas Unterwürfigkeit gewöhnt, kam es ihm nicht in den Sinn, daß sie seinem Willen

nur irgend einen Widerstand entgegensetzen könnte, und er hielt es nicht für nöthig, dem Anstand das Opfer zu bringen, sich einige Tage von Wien zu entfernen, um seine Gattin vom Schloß Linden abzuholen, wozu der Baron aus einem gewissen Schicklichkeitsgefühl anrieth.

„Die Gräfin hat ihre Equipage und ihre Leute," rief er ungeduldig, als Helmbold wiederholt ermahnte, selbst zu reisen, „sie bedarf meiner nicht. Soll ich ganz unnöthiger Weise mich den Lehren und Ermahnungen meiner sehr edlen Frau Schwiegermama aussetzen, die es unverzeihlich finden wird, daß ich nicht vor Verlangen brenne, ein unbedeutendes Kind immer an meiner Seite zu haben? Soll ich deshalb die kostbare Zeit hier verlieren, wo tausend Genüsse meiner täglich harren? Nein, Freund Helmbold, damit verschone mich. Ich will nicht, daß mein theurer Vetter auf meinen Tod speculiren soll, und deshalb will und muß ich legitime Erben haben, allein ein Sklave meines ehelichen Verhältnisses will ich nicht werden, das habe ich mir gelobt, als ich, durch den Willen des Onkels gezwungen, der

kleinen Alma meine Hand reichte, und dies Gelübde werde ich halten, und nun genug von dieser ganzen langweiligen Sache; Aurelie erwartet mich zu einer Spazierfahrt, der Tag ist heiter und schön, und ich kann keinen Augenblick mehr verlieren!"

Des ihrer Mutter gegebenen Versprechens eingedenk, bot Alma Alles auf, sich die Liebe ihres Gatten zu gewinnen und ihn dauernd an sich zu fesseln. Was Liebe und Ergebung, was häusliche Tugenden nur vermögen, ward angewendet, den Leichtsinnigen zu fesseln, wobei das Herz der jungen Frau ihr bester Rathgeber war. Sie hatte mit voller erster Jugendliebe dies schöne Herz dem Manne ihrer Wahl zu eigen gegeben, und wenn auch ihr Stolz durch seine Vernachlässigung gekränkt wurde und ein bitteres Gefühl sich damals ihrer Seele bemächtigte, so zog doch bei seinem Anblick die alte Liebe wieder triumphirend in dies weiche Herz ein, und ließ sie gern und willig den Rath der klugen Mutter befolgen.

Allein vergebens war das liebevolle Bemühen der schönen blühenden Frau; Wartenberg lag in

den Fesseln der Hartenstein, die in ganz Wien für seine erklärte Geliebte galt, wenn gleich man sich dies nur verstohlen zuflüsterte und äußerlich das Verhältniß vornehm ignorirte. Seine Phantasie war unterjocht, und so blieb das sanfte Bemühen der jungen Gattin fruchtlos, und heiße Thränen netzten oft ihr einsames Lager. Unglaublich schien es ihr, daß Frau von Hartenstein, die so freundlich, so liebevoll gegen sie gewesen, jetzt ihre Ruhe, ihr Lebensglück so gleichgültig untergraben könne, allein Aurelie glaubte durch ihre frühere Zurückhaltung gegen den Grafen den Anforderungen ihres bessern Selbst vollkommen genügt zu haben.

„Ist es meine Schuld,“ rief sie, „daß eine unbezwingliche Leidenschaft ihn zu mir zieht? Ist es meine Schuld, daß verhaßte Bande geschlossen waren, als das Schicksal uns zusammenführte? Soll ich sein Herz brechen, weil eine alberne kleine Frau sich nicht zu der Höhe der Entsagung emporschwingen kann, das Herz ihres Gatten mit einem andern Weibe zu theilen? Die Liebe ist ihr eigner Grund, ihr läßt sich nicht gebieten! Ver=

gebens würde man versuchen, das Gefühl in Fesseln zu legen; allmächtig erhebt es sich gegen den Widerstand, und reißt unaufhaltsam mit sich fort, was sich ihm entgegenstellt! Wie der tosende Waldstrom, der über Berge und Felsen sich stürzt, nur heftiger dahinbraust nach jedem Hinderniß, welches vergebens seinen raschen Lauf aufzuhalten strebte und seine in tausenden von Wasserstäubchen zerstiebten Wellen sich schnell wieder zum reißenden Strom sammeln, der kühn der neuen Gefahr entgegenstürzt, so überwindet die Leidenschaft siegreich jeden Widerstand und ihre Allmacht reißt uns fort und macht uns zu willenlosen Sklaven ihrer Gewalt! Und welches Unrecht thue ich denn?“ fuhr sie nach einer Pause in ihrem Selbstgespräche fort, „was nehme ich Alma? das Herz ihres Gatten, was sie nie besessen hat! Bleibt sie nicht Gräfin Wartenberg? Wird sie nicht von der Welt als solche geehrt? Bleibt ihr nicht Reichthum und Glanz? Nein, nein, es ist kein Unrecht, zu nehmen, was sich uns bietet und was einem Andern nie gehörte!“

Mit solchen Scheingründen suchte Aurelie sich

vor sich selbst zu rechtfertigen. Es entging ihr nicht, daß, wenn man auch der berühmten Frau noch die frühere Anerkennung und Aufmerksamkeit zollte, man doch im Geheimen ihr Benehmen mißbilligte, und manche Sympathien zu Gunsten der jungen Gräfin laut wurden. Zwar hatte sie anfangs ihre freundschaftlichen Beziehungen zur Gräfin Wartenberg wieder herzustellen gesucht, allein durch Alles, was sie sah und hörte bis in's Innerste verletzt zog sich Alma kalt zurück, und widerstand selbst dem bestimmt ausgesprochenen Wunsch ihres Gemahls.

„Ich werde Alles thun, was der Anstand verlangt," sagte sie ruhig, als Wartenberg sie mit harten Worten befragte, weshalb sie den Umgang der Baronin zu meiden schien und eine Annäherung verlangte, „mehr hast Du kein Recht zu fordern noch zu erwarten!"

Es war das erste Mal, daß sie dem Willen ihres Gatten widerstrebte, allein sie that es mit solcher Ruhe und Festigkeit, daß selbst Helmbold dem Grafen rieth von seinem Verlangen abzustehen. Seit dieser Zeit gestaltete sich das Leben

der armen Frau immer trüber und düstrer. Der Graf, erbittert, sie in Bezug auf Aurelien nicht zum Nachgeben bewegen zu können, behandelte sie kalt und oft empörend hart. Selbst die Rücksichten, die er sonst öffentlich der Trägerin seines Namens gewidmet hatte, vernachlässigte er nach und nach ganz, und mancher Blick des Mitleids traf die von allen Gütern der Erde umgebene und doch im Innern ihres Hauses so unglückliche Frau.

Mit tiefem Schmerz sah Graf Anselm, der ebenfalls nach Wien zurückgekehrt war, das Seelenleiden der ihm so theuren Frau, ohne daß er wagen durfte durch seine Freundschaft und seinen Rath ihre Bürde zu erleichtern. Er kannte die Welt genug, um zu wissen, daß sie im Allgemeinen nur zu bereit ist, das Schlechte zu glauben, und daß, wenn einer jungen Frau der Kummer öffentlicher Vernachlässigung zu Theil wird, gemeine Seelen schnell mit dem Ausspruch zur Hand sind: sie wird sich wohl zu entschädigen wissen!

Almas Ruf sollte rein und fleckenlos bleiben, ihre Tugend und stille Ergebung sollte die ge-

bührende Anerkennung finden, das hatte er sich gelobt, und so versagte er sich freiwillig das belohnende Gefühl, das Leid der Freundin zu mindern, um nicht die Glorie der Reinheit um ihrer Stirn durch Argwohn und Verläumdung beschmutzt zu sehen.

So war der Winter mit seinen rauschenden Freuden vergangen, unter deren trügerischem Schein sich manches Herz im Stillen verblutet hatte. Die Hoffnung des Grafen auf einen Erben blieb unerfüllt, und dies machte ihn nur noch ungleicher und unfreundlicher in seinem Benehmen gegen Alma, die seine Launen und Härten zwar still ertrug, deren Herz aber unter ihrer Last fast erstarrte.

Mit dem wiederkehrenden Frühling trieb der unruhige Sinn des Grafen ihn wieder hinaus in's Weite. Vielleicht mochte auch Aurelie die eigentliche Triebfeder dieses Wunsches sein, genug, statt daß, wie Alma gehofft hatte, ihr dieser Frühling ein stilles ungestörtes Zusammenleben mit dem Gatten bringen würde, kündigte der Graf ihr an, daß er beabsichtige mit Frau von

Hartenstein eine Reise nach dem südlichen Frankreich zu machen. „Es soll Dir freigestellt sein, uns zu begleiten," fuhr er fort, „jedoch hast Du Dich unbegreiflicher Weise im Lauf dieses Winters so auffallend von der Hartenstein zurückgezogen, hast Dich so wenig erkenntlich bewiesen für die Beweise von Freundschaft, welche diese ausgezeichnete Frau Dir gab, daß ich fürchten muß, ihre Gesellschaft wird Dir nicht angenehm sein, in welchem Fall ich denn Deinen Wünschen und Neigungen keinen Zwang anlegen will!"

„So werde ich es vorziehen, die Reise nicht mitzumachen!" erwiderte Alma tief gekränkt.

„Und willst Du in Wien bleiben oder Dich zu Deiner Mutter begeben? Du hast ganz freie Wahl, es ist mir gleichgültig, und ich wünsche es nur häuslicher Einrichtungen wegen zu wissen!"

„Schloß Aarhorst ist mir als Wittwensitz bestimmt, ich betrachte mich jetzt als Deine Wittwe, und bitte, mich dorthin zurückziehen zu dürfen!"

„Als meine Wittwe, während ich mich vollkommen wohl befinde?" rief lachend der Graf, „das ist außerordentlich komisch, allein mache es

ganz wie Du willst; wähle unter meinen Gütern zu Deinem Aufenthalt, welches Dir gefällt, ich lasse Dir freie Wahl, und es wird mich freuen, wenn Deine Mutter Deine selbstgewählte Einsamkeit theilen will!"

„Ich danke Dir!" rief Alma, und reichte nicht ohne innre Bewegung dem Gatten die Hand. Der Graf schien es nicht zu bemerken und verließ, unter dem Vorwand nöthiger Besorgungen zur Reise, eilig das Zimmer.

Gräfin Linden war tödtlich erschrocken, als Alma ihr ihre nahe Ankunft meldete. Sie hatte zwar diesen Ausgang gefürchtet, aber im Geheim noch immer gehofft, der Graf würde, von so viel Jugend und Schönheit angezogen, umkehren auf dem von ihm betretenen zum Verderben führenden Wege. Sie liebte ihre Alma mit Mutterzärtlichkeit, und begriff nicht, wie man im Besitz dieser Perle sein Herz einer Andern zuwenden könne. Alles was sie von der Lebensweise ihres Schwiegersohnes von ihren Bekannten aus Wien hörte, hätte zwar ihre Hoffnungen im Keim ersticken sollen, denn alle Berichte lauteten dahin, daß der

Graf sich seiner frühern zügellosen Lebensweise wieder ungescheut überlasse, und daß sein Verhältniß zur Hartenstein der kleinste Vorwurf sei, den man ihm zu machen habe; allein der Mensch hofft so gern, und so überredete sich Gräfin Linden fast mit Absicht, daß diese Berichte übertrieben seien, und nur Neid und Mißgunst solche Gerüchte ausgestreut haben könne. Ihr Gewissen machte ihr den Vorwurf, daß sie von dem Glanz zeitlicher Güter verblendet das Lebensglück ihrer einzigen Tochter, ohne nähere Prüfung, den Händen eines als leichtsinnig bekannten Mannes anvertraut habe, und um diese mahnende Stimme des innern Richters zu übertäuben, zwang sie sich, für unwahr zu halten, was ihr über den Grafen Nachtheiliges hinterbracht wurde. Um so mehr erschütterte sie der Brief der Tochter, in welchem diese ihr ihren Entschluß, sich nach Aarhorst zurück zu ziehen, mittheilte. Die Einsamkeit des geliebten Kindes zu theilen, sie zu trösten und aufzurichten in ihrem Schmerz, dies war der erste Gedanke der besorgten Mutter, und willig schienen auch die äußern Verhältnisse sich ihrem

Wunsche fügen zu wollen. Durch einen Sturz vom Pferde zum Militärdienst untüchtig geworden, hatte ihr ältester Sohn sich vor Kurzem nach Schloß Linden zurück gezogen; ihm konnte sie nun die Verwaltung des Guts übertragen, und so von jeder andern Pflicht frei, nur ihrer Alma leben.

Wenige Wochen darauf hielt ein schwer bepackter Reisewagen an der Zugbrücke von Schloß Aarhorst. Wieder saßen zwei Damen darin, und der Schall der Glocke wiederhallte wie damals durch das weitläuftige Gebäude, aber nicht sah, wie damals ein jugendlich blühendes Gesicht erwartungsvoll aus dem Schlag der Kutsche, ernst und trüb blickten die blauen Augen der jugendlichen Frau, die in der einem Ecke lehnte, vor sich hin, während die Blicke der ältern Dame mit dem Ausdruck banger Besorgniß auf den bleichen Zügen ihrer jungen Begleiterin ruhten.

Die Zugbrücke rasselte nieder, und der Wagen fuhr langsam in's Schloß. Das Geräusch schien die bleiche, junge Frau aus ihrem Sinnen zu erwecken, sie sah mit dem Ausdruck der Verwun-

derung umher, und nachdem sie einen langen Blick über das Thal geworfen hatte, rief sie: „Ja, es ist schön hier!“ und sich zu ihrer Begleiterin wendend, fügte sie hinzu: „weist Du es noch, Mutter, welche bange Empfindung mir die Brust zusammenzog, als wir vor einem Jahr in dies reizende Thal einfuhren? Damals sagte ich Dir vorahnend: diese großartige Natur, diese erhabene Stille schien mir geschaffen, um Unglückliche in ihren Schooß aufzunehmen! Jetzt suche ich sie, diese Stille; möchte sie mir Trost gewähren!“

Die Ketten der wieder aufgezogenen Brücke klirrten, der Wagen fuhr mit dumpfen Schall durch das hohe gewölbte Thor in den weitläuftigen innern Schloßhof, und Alma von Wartenberg betrat in freiwilliger Verbannung mit siebenzehn Jahren ihren Wittwensitz.

Jahre waren vergangen, und die Alles lindernde, Alles ausgleichende Zeit hatte auch auf Alma ihren Zauber geübt. Zwar schien die Erinnerung vergangener Schmerzen zuweilen das große blaue Auge mit einem Anflug von Melancholie zu umfloren, doch wurde der leuchtende Blick dadurch nur noch anziehender, sowie der Strahl der Sonne, von einer leichten Wolke überschattet, erwärmt, ohne zu blenden. Auch den bleichen Wangen war das sanfte Roth der Jugend und Gesundheit zurückgekehrt, das schwache Reis war zum schlanken kräftigen Stamm geworden, die zarte Knospe zur schönsten Rose erblüht. Wer die volle, hohe Gestalt der zwei und zwanzigjährigen Frau jetzt sah, würde schwerlich in ihr die fünfzehnjährige Alma erkannt haben, bei deren erstem Erscheinen in Wien Baron Helmbold es nöthig fand, dem Grafen den Rath zu geben, sie nicht

anders, als wenn es durchaus nöthig sei, in kurzen Aermeln und ausgeschnittenem Kleide erscheinen zu lassen. Jetzt thronten die prächtigen sanft gerundeten Schultern, die volle, der Antike ähnliche Büste, die nach dem schönsten Ebenmaß geformten Arme majestätisch auf der schmalen biegsamen Taille, die noch nichts von ihrer jugendlichen Grazie verloren hatte, und die kleinen Füße schienen im raschen Gang kaum den Boden zu berühren, so kraftvoll und elastisch waren alle Bewegungen der schönen Frau.

Die frische, reine Luft der Berge hatte ihre Gesundheit gestählt, anhaltende Beschäftigung, sowie ernste Studien, hatten ihr die Kraft des Geistes gegeben, welche ihre Lage gebieterisch forderte. In freundlichem Verkehr mit ihren Nachbarn lebte sie, wenn gleich in tiefer Einsamkeit, doch nicht ganz von der Welt geschieden, und diese wenigen Berührungen genügten ihrem bescheidnen Sinn, und immer kehrte sie von diesen seltenen Ausflügen gern in die Stille ihrer romantischen Bergfeste zurück, deren Ruhe und Frieden die geliebte Mutter mit ihr theilte, und wohin

ihr Freund und Lehrer, Graf Anselm Eichhorst, stets Alles, was Literatur und Kunst Neues bot, vorsorglich brachte.

Das Verhältniß zu diesem treuen Freunde, der es sich zur schönsten Lebensaufgabe machte, ihren Geist zu bilden, ihren Geschmack zu veredlen und ihr das Wissen zu geben, was auch die schwache Frau erstarken läßt, und sie fähig macht, aus ihrem engen Gesichtskreise heraustretend, große allgemeine Interessen zu verstehen und zu erfassen, und die Schläge des Geschicks mit Ruhe und Würde zu ertragen, hatte sich in ihrer reinen Seele zu einer innigen Schwesterliebe gestaltet, die ihn zwar mit Freuden kommen, aber ohne Schmerz scheiden sah, wenn er, wie dies öfter geschah, Aarhorst auf längere Zeit verließ. Bei Graf Anselm war es freilich anders. Es war unmöglich mit einem so schönen, so reich begabten Wesen, als die junge Gräfin war, in ländlicher Abgeschiedenheit zu leben, ohne von einem wärmeren Gefühl hingerissen zu werden, und dies noch um so mehr, da verwandtschaftliche Bande eine Vertraulichkeit des Umgangs gestatte-

ten, in der sich alle schönen Gaben ihres Herzens und ihres Geistes ungescheut und ungehindert entfalteten.

Der Graf liebte das schöne Weib mit heißer Innigkeit, allein er gehörte zu jenen starken Naturen, die auch die heftigsten Gefühle ihres Herzens zu beherrschen wissen, und weder ein Wort noch ein Blick verrieth jemals Alma gegenüber die Gluth, die sein Innres verzehrte. Ihr Glück galt ihm mehr als das eigne, und so war er eifrig bemüht, sie zu immer höhern Stufen der Vollkommenheit zu führen, unbekümmert, ob er dadurch den tödtenden Pfeil noch tiefer in das eigne Herz drückte. Voll Liebe für die Menschheit und für eine edle Freiheit beseelt, suchte er in Almas Herzen die gleiche Empfindung zu wecken, und seine Lehren fanden den fruchtbarsten Boden. Das Studium der alten Schriftsteller, welche sie mit ihm las, ließen in ihrem Gemüth die Standesvorurtheile immer mehr schwinden und sie einsehen, daß alle Menschen gleich berechtigt zu dem höchsten schönsten Gut, zur Freiheit, sind. „Die Gleichheit vor Gott ist nicht genü-

gend," rief Anselm oft, wenn er in begeisterter Rede die Menschenrechte gegen die aristokratischen Ansichten der alten Gräfin Linden vertheidigte, „es muß auch schon auf dieser Erde eine Gleichheit eingeführt werden, so weit es ohne allgemeinen, Alles vernichtenden Umsturz geschehen kann, denn wir sind Alle Kinder eines Vaters! Wenn am Morgen die Sonne in ihrer Pracht aus dem Schooß der Fluthen empor steigt, so ist ihr nicht gesagt, Du sollst nur diese oder jene mit Deinem Strahl beleben, nein, sie erwärmt die ganze Erde und spendet Segen aller Creatur. Der Baum sendet den Duft seiner Blüthen gleichmäßig allen Vorüberwandelnden, und nur der Geiz und die Habsucht des Menschen hat ihn mit Wächtern und schützenden Mauern umgeben, auf daß nur ein kleiner Theil von ihnen sich an seinen Früchten erlaben kann. Liegt es in dem Willen unsers Schöpfers, daß der Einzelne unermeßliche Reichthümer besitzt, während hunderte seiner Mitbrüder Hungers sterben? Entspricht es der christlichen Religion, daß die Habsucht diese Reichthümer ängstlich verscharrt und unbenutzt modern

läßt, während diese Summen, weise verwendet, Segen und Wohlstand über eine ganze Provinz verbreiten können? Ist es gerecht, daß es dem Armen sogar noch unmöglich gemacht wird sein Brod zu verdienen, wie dies durch das Heimathsrecht und den Zunftzwang nur zu oft der Fall ist? Wir nennen uns Christen, Nachfolger Jesu, allein wir behalten die barbarischen Sitten und Gebräuche aus der Urzeit unsers Volks nur zu gern bei, und betrachten nur Diejenigen als unsersgleichen, die uns an Geburt, Rang und Reichthum gleichstehen, während wir mit vornehmer Geringschätzung auf das Volk herab sehen, das im Schweiß seines Angesichts für uns arbeitet, indessen wir in träger Ruhe die Früchte seiner Mühen genießen!"

„Mir scheint es, als wenn jetzt jeder eigentlich nur für seinen eignen Vortheil arbeitet," sagte die alte Gräfin, „und als wenn das Nivelirungssystem ziemlich allgemein würde, woraus meiner Ansicht nach nichts Gutes entstehen kann, im Gegentheil kann aus einer Herrschaft der rohen, ungebildeten Massen wohl nur schweres Unglück hervorgehen."

„Ich bin weit entfernt eine Herrschaft der Massen zu wollen," erwiderte ernst Anselm; „Gesetz und Ordnung müssen herrschen, und die können herrschen, ohne daß es Grafen oder Barone gibt."

„Sie sind also für Abschaffung des Adels?" fragte erstaunt die Gräfin, „und es würde Ihnen ganz gleichgültig sein, wenn man Sie Herr Eichhorst nennte?"

„Gewiß, das würde es," erwiderte ruhig der Graf. „Der Adel ist meiner Ansicht nach ein Vortheil, der in der Meinung liegt, und höhere Werthschätzung habe ich ihm nie gezollt. Das Bewußtsein, eine Reihe ehrenhafter Vorfahren zu haben, ist schön, ich gebe es zu, allein hiervon ist auch der Bürger nicht ausgeschlossen. Ich habe auf meinen Reisen in Holland viele Handelshäuser gefunden, die ihre Ahnentafel so gut haben als wir, und die ihren Stolz in den unbescholtenen Ruf ihrer Firma setzen. Dieser Stolz ist erlaubt, er ist sogar edel, denn er stützt sich ebenfalls auf dem moralischen Werth ihrer Vorfahren. Der Unterschied der Stände liegt in dem Unterschied der Bildung des Geistes und des Gemüths, und

der edle, wissenschaftlich gebildete Mann ist ein geborner Edelmann, und man wird ihn als solchen ehren, da hingegen der unwissende Hochgeborne von rohen Sitten stets nur Mitleid oder Verachtung einflößen wird. Wo liegt denn da der Verlust bei Aufgabe eines Titels, dessen Privilegien fallen müssen, weil sie auf Ungerechtigkeit basirt sind, und der ohne diese nichts ist als ein leerer Schall, ein durchlöcherter Mantel, der nur unvollkommen die äußere Blöße deckt!"

Solche und ähnliche Gespräche zwischen dem Grafen und ihrer Mutter hatten Almas Gedankenfolge eine Richtung gegeben, die sie oft mit Lächeln an die Aengstlichkeit zurück denken ließ, mit der sie vor Jahren die ersten nationalen Bestrebungen der Ungarn erfüllt hatten. Hatte sie auch jetzt noch nicht Aureliens funkensprühenden Enthusiasmus, der sich schnell entzündete, aber wie aufflammendes Strohfeuer eben so schnell erlosch, so lebte doch eine tiefe heilige Liebe für ihr Volk, wie für die ganze Menschheit in ihrer Brust, und sie würde willig bereit gewesen sein jedes Opfer zu bringen, wenn sie dadurch Hülfe

und Verbesserung hätte erzielen können. Doch was sie nicht im Großen auszuführen vermochte, das suchte sie nach Kräften im Kleinen zu bewerkstelligen, und in einem bedeutenden Umkreis war bei eingetretenem Unglück oder Noth die Redensart zu hören: wir wollen nach Aarhorst zur wohlthätigen Gräfin gehen.

Bei diesem ihren frommen Bemühen war der alte Joseph ihre treue Stütze und ihr gewöhnlicher Bote, und oft sah man den Alten durch Schnee und Eis, bei Sturm und Ungewitter vom Schloß herabkommen, um Arzneien und Unterstützung zu den Kranken in nahgelegene Dörfer zu bringen. Oefter noch begleitete er seine junge Herrin, die gleich der heiligen Elisabeth hinabstieg von ihrem Schlosse, um Trost und Labung in die Hütten der Armuth zu bringen.

Es war an einem warmen heitern Herbsttag; Alma hatte ihre Staffelei hinauf in die höhern Berge tragen lassen, um eine Landschaft zu vollenden, die sie früher begonnen und an deren Vollendung mehrere im Schlosse weilende Besuche sie gehindert hatten. Es war eine Durchsicht durch

die Bergschlucht auf ein entferntes Dorf, die der sonst sehr geübten Hand der jungen Frau doch einige Schwierigkeiten bot. Auf der Höhe angelangt, wo der in zwei Spitzen sich theilende Berg den Durchblick gestattete, entließ sie, nachdem Alles zu ihrer Arbeit geordnet war, den alten Joseph, der sie, wie gewöhnlich, begleitete und Staffelei und Farbenkasten trug.

„Soll ich nicht lieber warten?" fragte der alte Diener, „es ist ziemlich weit von dem Schlosse, und die Frau Gräfin sind ganz allein!"

„Nein, Joseph, kehre zurück nach dem Schlosse, und wenn der Abend dämmert, komm mich abzuholen. In diese Einsamkeit verirrt sich nie der Fuß eines Fremden, ich bin ganz sicher hier und die Mutter könnte Deiner benöhigt sein!"

Gehorsam entfernte sich der treue Alte, jedoch nicht ohne noch vorher nach allen Seiten vorsichtig umherzublicken, und erst, als er sich überzeugt hatte, daß kein lebendes Wesen sich in der Nähe regte, und er sich ins Gedächtniß rief, daß die große Landstraße einige Meilen vom Schloß entfernt sei, ging er völlig hinab.

Alma hatte die Sorge des Alten bemerkt, und sah ihm lächelnd nach. „Eine treue Seele das," rief sie gerührt, „o, die Menschen sind gut, wenn man nur selbst gut gegen sie ist!"

Sie hatte ihren Strohhut ins Gras geworfen und ging jetzt eifrig an die Arbeit. Aber auch heute wollten die Schwierigkeiten sich nicht überwinden lassen, und sie zweifelte schon daran, das Bild zu dem bestimmten Tage zu vollenden. Es sollte eine Ueberraschung für Anselm sein, der diesen Punkt im Gebirge besonders liebte, weshalb sie auch nur in seiner Abwesenheit daran arbeiten konnte. In wenigen Tagen war der Geburtstag des Grafen, dann sollte es überreicht werden, und mit ängstlicher Eile suchte Alma die Fehler gut zu machen, die den Totaleindruck schwächten, und die sie sich vergebens bemühte zu entdecken. Ganz in ihre Arbeit vertieft, hatte sie es nicht bemerkt, daß die Sonne sich schon neigte, und erst der röthliche Farbenton der Luft machte sie darauf aufmerksam, daß bald der Abend hereindämmern werde. Sie legte den Pinsel aus der Hand und sah entzückt hinab in die Ebene, die

mit flammendem Purpur übergossen wie ein Paradies vor ihren Blicken sich ausbreitete. Ueber den hinter ihr liegenden Kamm des Gebirges erhob sich das erste Mondesviertel wie eine silberne Sichel, und sein sanftes Licht schien schüchtern zurückzubeben vor dem Gluthstrahl der untergehenden Sonne.

Alma saß im Anschauen versunken. „Ich habe einmal gelesen," sagte sie, „daß man Liebe und Freundschaft mit Sonnen- und Mondenlicht vergleichen könne, und mir scheint, der Autor hat Recht. Dort flammt die verzehrende Leidenschaft der Liebe, hier leuchtet, ohne zu blenden, das sanfte Licht der Freundschaft!" Sie gedachte Anselms und seiner reinen, wohlthuenden Freundschaft für sie, und eine Thräne der Rührung und des Dankes drängte sich in ihr sanftes blaues Auge. Plötzlich schlug der Ton einer frischen jugendlichen Männerstimme an ihr Ohr, welche immer näher zu kommen schien, denn deutlich vernahm sie die Worte eines alten ihr aus ihrer Kindheit bekannten Liedes:

Fröhlich und wohlgemuth
Wandelt das junge Blut
Ueber den Rhein und Belt
Hin und her durch die Welt.

So sang die Stimme, und mit den letzten Worten der Strophe bog um die Bergecke ein schlanker, junger Mann in Reisekleidern, wie man sie wohl auf einer Fußwanderung zu tragen pflegt, mit dem Ränzchen auf dem Rücken, und stand vor der erstaunten Alma. Unter dem breiten Strohhut hervor fielen dunkelblonde Locken frei über die kräftigen Schultern, die Hand führte den Wanderstab, doch schien sie ihn nicht als Stütze zu gebrauchen, da die hohe jugendliche Gestalt der Unterstützung nicht bedurfte. Ueberrascht blieb der Jüngling vor der Gräfin stehen, und indem er den Hut schnell von den reichen Locken nahm, sagte er, sich ehrfurchtsvoll verneigend, jedoch mit heiterm Scherz: „Verzeihung dem Fremden, wenn er auf unvorsichtig gewagter Irrfahrt die Einsamkeit einer der Waldgöttinnen dieser Berge stört!"

„Ich wohne nicht weit von hier," sagte schnell gefaßt die Gräfin, „und mein Diener, der jeden

Augenblick kommen muß, wird Sie gern wieder auf die rechte Straße geleiten!"

„Und Sie, mein Fräulein, huldigen, wie ich sehe, den Musen und den Künsten!" rief der Fremde," auf die Staffelei deutend. „Aber erlauben Sie," fügte er rasch hinzu, nachdem er einen Blick auf die Arbeit geworfen hatte, „die Perspective ist nicht richtig, der Kirchthurm tritt zu sehr hervor, die Bergspitze zu weit zurück, und dort jener Baum muß mehr in der Verkürzung genommen werden!" Rasch warf er das Ränzchen und den Strohhut in das Gras, und mit einigen kräftigen Pinselstrichen sah Alma plötzlich die Fehler gehoben, deren Dasein sie wohl gefühlt hatte, ohne sie deutlich angeben zu können.

„Sie sind ein Künstler, mein Herr!" rief sie erfreut.

„Ich weiß es nicht, mein Fräulein!" erwiderte der junge Mann, indem er von der Staffelei aufstand und Hut und Ränzchen wieder aufnahm.

„Wie, Sie wissen es nicht?" fragte erstaunt die Gräfin.

„Wissen wir denn überhaupt jemals mit Ge-

wißheit, was wir sind?" sagte trüb der Fremde. „Wie Mancher hält sich für einen Poeten, in dessen ausgedorrtem Gemüth kein Funken Poesie lebt! Wie Mancher glaubt ein großer Künstler zu sein, den die Welt nur einen Kleckser nennt! Nur das überwiegende Genie, das alle Schranken siegreich niederreißt, kann sagen: ich bin Poet oder Künstler, und ein solches Genie, mein Fräulein, ward mir nicht zu Theil!"

Alma fühlte sich durch die Reden des Jünglings, der kaum einige zwanzig Jahre zu zählen schien, so wie durch sein ganzes Benehmen lebhaft angezogen. Selbst seine Person schien ihr bekannt, ihr war es, als wenn sie diese Züge schon irgendwo gesehen hätte, und, um einen leitenden Faden für ihre Vermuthungen zu finden, fragte sie, von dem Gegenstand der Unterhaltung abbrechend: „Sie sind kein Oesterreicher, mein Herr, man hört es an der Reinheit Ihrer Aussprache!"

„Nein, mein Fräulein, Oesterreich ist nicht mein Geburtsland, allein ich bin ein Deutscher, und bin stolz es zu sein!"

„Und auf einer Fußreise begriffen, verirrten Sie sich in diese einsame Gegend, die doch ziemlich entfernt von der großen Straße ist?“

„Ich komme aus Italien und wollte über Inspruck nach Wien gehen, allein die malerischen Gegenden Tyrols haben mich zu manchen Streifereien veranlaßt, und so habe ich denn, um ganz ungebunden zu sein, mein kleines Gepäck vorausgeschickt, und reise nun zu Fuß, oder wie sonst die Gelegenheit sich bietet. Heute nun hatte ich Platz auf dem Fuhrwerk eines Kärners genommen, da sah ich links von der Straße diese Berge mit ihren großartigen Umrissen in der Farbenpracht des Herbstes schimmern, da litt es mich nicht mehr auf dem elenden Vehikel, das mit dem Gang einer Schnecke sich fortbewegte. Rasch sprang ich zur Erde und pilgerte feldeinwärts, um wenigstens etwas von der geheimnißvollen Schönheit des Gebirges zu sehen. Allein was ich sah, verlockte mich nur weiter und weiter, und so entschwand mir endlich jeder betretene Weg, und ich kam hierher, wo ich, während ich mich

aller menschlichen Nähe fern glaubte, Sie, mein Fräulein, fand."

„Wir sind den Menschen nicht so fern, als Sie wähnen," erwiderte Alma, an die Bergwand vortretend, „allein unser Schloß und das daran stoßende Dorf liegt so versteckt, so von hohen Bergen umgeben, daß nur die des Landes Kundigen leicht den Weg dahin finden! Der Fremde, der die Schönheiten dieses Gebirges nicht ahnet, sie auch im raschen Durchflug nicht entdecken kann, kommt selten in diese Gegend, und tiefen Sinn für die mannigfachen Reize der Berge muß derjenige haben, der auf seinen Wanderungen bis Schloß Aarhorst vordringt! Sie hatte bei diesen Worten den schmalen Bergpfad hinabgeblickt, und da sie den alten Joseph eiligen Schrittes sich nahen sah, fügte sie schnell entschlossen hinzu: „Es ist hier weit und breit kein gutes, ja kaum ein erträgliches Gasthaus zu finden, und der Abend dunkelt bereits im Thal! Zwischen den hohen Bergen bricht die Nacht schnell herein und Sie würden genöthigt sein, sie in einer schlechten Hütte zu verbringen, denn die Landstraße und

Ihren Wagen können Sie vor einbrechender Dunkelheit nicht mehr erreichen. Wollen Sie daher ein Nachtlager im Schlosse annehmen, so gebe ich Ihnen im Voraus die Versicherung, daß Sie meiner Mutter willkommen sein werden!"

Mit lebhaftem Dank nahm der Fremde das Anerbieten an, und seine Freude schien so groß, daß die Gräfin fast bereute, es gethan zu haben.

Indessen hatte Joseph den Berg mühsam erstiegen, und blieb wie vom Schreck gelähmt stehen, als er seine junge Herrin in der Gesellschaft eines Mannes sah. „Ich dachte es wohl, daß heute etwas Ungewöhnliches vorfallen würde," sagte er sich, „ich hatte so eine Ahnung, wollte so ungern die gnädige Frau allein lassen!" Rasch trat er nun heran und maß den eindringlichen Fremden mit fragenden Blicken, während er sich dicht neben die Gräfin stellte.

Alma, die den Argwohn und die Angst des Alten sah, sagte lächelnd: „Joseph, nimm die Staffelei, und sage meiner Mutter, daß ich einen Gast mitbringe!"

Joseph betrachtete mit großen Augen den jungen Mann in den bestaubten Reisekleidern, den seine Gräfin ihren Gast nannte, und erwiderte, indem er besondern Nachdruck auf die letzten Worte legte: „Die Frau Gräfin befehlen, daß ich vorausgehen soll?"

„Ja, guter Joseph, wir folgen Dir auf dem Fuße."

Joseph verneigte sich, nahm die Staffelei und ging langsam und zögernd den Berg hinab, gleichsam als wolle er der Gräfin Zeit gönnen, ihren übereilten Befehl zu widerrufen.

Mit sichtbarer Verwunderung hatte der Fremde dem Gespräch zugehört, und als Joseph sich entfernt hatte, und Alma sich zu ihm wendete, um ihn einzuladen, ihr nach dem Schlosse zu folgen, wiederholte er gleichsam die Rede des Alten, indem er verwundert rief: „Frau Gräfin!" und sich zu Alma wendend, sagte er nicht ohne Verlegenheit: „Verzeihung, Madonna, ich hielt Sie für ein junges Mädchen!"

Die Gräfin lächelte. „Solche Fehler verzeihen wir Frauen gern," sagte sie freundlich,

„aber nun folgen Sie mir, der Abend wird kühl!“

Im Schlosse angelangt, stellte Alma den Fremden der alten Gräfin vor. „Ein Künstler, liebe Mutter,“ sagte sie freundlich, „der aus Italien kommend doch noch Sinn für die Schönheiten unsrer Berge hatte, der sich aber in ihren Thälern und Schluchten verirrte, Herr — doch ich vergaß, Sie nach Ihrem Namen zu fragen, mein Herr,“ setzte sie gegen den jungen Mann gewendet hinzu.

„Ich heiße Ottomar Held,“ erwiderte, sich ehrfurchtsvoll gegen die Matrone verneigend, der Fremde.

„Seien Sie uns willkommen in der alten Feste Aarhorst, die dem Verirrten gern ihre Thore erschließt, Herr Ottomar Held,“ erwiderte freundlich Gräfin Linden, und setzte, wie mit sich selbst sprechend, hinzu: „das ist ein schöner, ritterlicher Name!“

„Ja, und daß ich kein Held geworden bin,“ rief der Fremde, „das ist nicht die Schuld derer, die mir den Namen gaben!“

„Wie singt einer unsrer vaterländischen Dichter, der im heiligen Kampfe für die Freiheit seines Volkes fiel, Theodor Körner?“ rief Alma, „ein wahrer Dichter ist ein wahrer Held! Ich denke, es könnte heißen: ein wahrer Künstler ist ein wahrer Held, denn er ist begeistert für das Schöne, Edle und Große!“

Ottomar betrachtete die junge Frau mit leuchtenden Blicken. „Sie finden also auch, daß der Kampf für die Freiheit seines Volkes ein heiliger Kampf ist?“ rief er begeistert.

„Gewiß,“ rief schnell, bevor Alma antworten konnte, die alte Gräfin, „insofern er uns von fremder Willkür und Herrschsucht befreit, und Gesetz und Ordnung zurückführt. Diesen Kampf kämpfte Theodor Körner, und deshalb wird sein Name gesegnet sein bei den kommenden Geschlechtern, und noch in späten Zeiten werden die Enkel und Urenkel seine Lieder singen und von dem Dichter erzählen, der Eltern und Geliebte verließ, um den Kampf mit zu schlagen, der uns von dem fremden Bedrücker befreite!“

Ottomar warf einen langen forschenden Blick

auf die Gräfin, und wiederholte leise: „fremde Bedrücker!“ dann dem Gespräch ein andere Wendung gebend, sprach er von der romantischen Lage der Burg, von der wilden, aber großartigen Natur, die sie umgab, woran er geschickt Beschreibungen von Gegenden zu knüpfen wußte, die für die Frauen den Reiz der Neuheit hatten, so daß die Mitternachtsstunde vorüber war, als man sich endlich, und da noch ungern, trennte.

Mit dem ersten Morgenstrahl verließ Ottomar sein Lager und eilte hinaus ins Freie, und als er zum Frühstück bei den Gräfinnen erschien, legte er ihnen eine schnell entworfene Zeichnung des Schlosses vor, die so naturgetreu und dabei so poetisch in ihrer Auffassung war, daß beide Frauen sich nicht satt daran sehen konnten.

Nach dem Frühstück ergriff der junge Mann mit betrübter Miene seinen Hut, und bat, für die ihm bewiesene Güte dankend, um einen Wegweiser, der ihn wieder auf die Straße brächte.

„Sie sollten uns nicht so bald wieder verlassen, Herr Ottomar,“ sagte gütig Gräfin Linden; „Sie haben ein so entschiedenes Talent für Land-

schaftsmalerei, und unsre Berge bieten so schöne Punkte, welche aufzunehmen Ihnen gewiß Freude gewähren würde. Wir erwarten in diesen Tagen, vielleicht schon morgen, einen Verwandten, den Grafen Anselm Eichhorst, der auf der Jagd das Gebirge nach allen Seiten durchstreift hat, und der malerischen Schluchten oder Durchsichten so viele weiß, daß Ihr Pinsel reichliche Arbeit finden würde. Gewiß, mit Freuden würde er Ihnen als Wegweiser dienen, da er dadurch ja nur unserm Vortheil förderlich wäre. Und auch meiner Tochter würde Ihr Bleiben von großem Nutzen sein, sie hat mir so viel von Ihrem richtigen Blick und schnellen Auffassen erzählt, wovon noch überdies hier diese Zeichnung den Beweis liefert, daß Ihre Hülfe ihr nur wünschenswerth sein kann, da sie ohne dieselbe ihr angefangenes Werk vielleicht nicht vollbringen könnte. Ich bin zwar selbst nur Gast hier," fügte sie hinzu, sich zu Alma wendend, „allein ich glaube im Sinne der Herrin gesprochen zu haben!"

Gespannt und erwartungsvoll blickte Ottomar auf die junge Gräfin, und die lebhafteste Freude

leuchtete aus seinen Augen, als diese ruhig und freundlich erwiderte:

„Wo ich mit Dir zusammen bin, theure Mutter, da bist Du stets die Herrin, und es bedarf von meiner Seite nicht der Bekräftigung Deines Wunsches. Doch auch mir wird es sehr angenehm sein, wenn Herr Ottomar mich für einige Zeit als Schülerin annehmen und die malerischen Punkte unsrer Berge aufs Papier fesseln will!"

Mit lebhafter Freude sagte Ottomar zu. „Es bindet mich nichts," rief er, „und ich kann frei über meine Zeit bestimmen; ob ich einige Tage oder Wochen früher in Wien eintreffe, ist gleich, und wie könnte ich meine Zeit besser anwenden, als wenn ich sie einer Schülerin widme, deren Talent dem Lehrer so viel Freude verspricht!"

Die Stunden des Tages wurden nun schnell eingetheilt. Die frühen Morgenstunden sollte Ottomar mit Anselm zu Streifereien benutzen, um sich für seinen Pinsel würdige Arbeiten zu suchen, in den Nachmittagstunden aber Alma Unterricht ertheilen, oder mit ihr auf die Bergspitze gehen, um das zu Anselms Geburtstag

bestimmte Bild vollenden zu helfen. Da die Zeit drängte, so ward beschlossen, gleich die nächsten Stunden zu diesem Zweck zu benutzen, und bald waren Beide an dem bestimmten Ort, und die Arbeit ward mit Eifer begonnen. Diesmal hatte die Gräfin den alten Joseph nicht zurück ins Schloß geschickt, und der erfahrne Diener blieb daher in geringer Entfernung des Befehls seiner Herrin gewärtig.

Durch Ottomars geübten Blick geleitet gewann die Gräfin schnell an Auffassungsgabe, und die Arbeit ging mit solcher Schnelligkeit von Statten, daß sie im Stillen die Idee ihrer Mutter pries, Ottomar zum Bleiben bewogen zu haben. Dabei wußte der junge Mann durch anziehende Schilderungen und Erzählungen die Zeit angenehm zu verkürzen, und der Abend überraschte Beide, als sie kaum eine Stunde verflossen wähnten. Im Schlosse wieder angelangt, hörten sie von der alten Gräfin, daß man auf Anselms Ankunft so bald nicht rechnen könnte. Der Graf hatte geschrieben, daß ein für ihn sehr wichtiger Prozeß seine Gegenwart in Wien erheischte und

er bis zum Urtheilsspruch dort verweilen müßte, um seinen Anwalt anzutreiben und den Ränken seiner Gegner zu begegnen.

So ungern Alma sonst diese Verzögerung gesehen haben würde, so war sie ihr jetzt fast lieb. Sie gewann dadurch Zeit, das angefangene Bild mit Muse zu beendigen, und die schon länger werdenden Abende waren ja auch nicht so still und einsam, wie sonst, da Ottomars Unterhaltung sie angenehm verkürzten. Diesem ward nun zu seinen Morgenstreifereien um das Schloß herum der alte Joseph, und zu den weitern Ausflügen ein junger, der Gegend weit und breit kundiger Bursche aus dem Dorfe zugesellt. Die noch warmen Nachmittagsstunden waren Almas Studien gewidmet, bei denen die Arbeit aber nicht mehr so rasch vorschritt, als in den ersten Tagen, da die Gräfin im lebhaften Gespräch oft den Pinsel ruhen ließ, und Ottomar, ihren Worten lauschend, Bild und Lehramt leicht vergaß, um in feuriger Gegenrede die junge Frau mehr und mehr zum Austausch der Ideen zu veranlassen.

„Und warum verließen Sie Italien, jetzt wo

der nordische Winter vor der Thüre ist?" fragte Alma, als Ottomar einst mit Entzücken von den Schönheiten dieses gesegneten Landes gesprochen hatte.

Ottomar blickte sie forschend an. „Ihnen will ich den wahren Grund entdecken, Gräfin," erwiderte er, „denn ich bin überzeugt, Sie verstehen mich. Sie stehen zu hoch über dem Gewöhnlichen, Ihr Geist ist zu gebildet, Ihr Sinn zu aufgeklärt, als daß Sie vom engherzigen Kastengeist befangen sein könnten! Die Freunde schrieben mir aus Deutschland: „„kehre heim Ottomar, die hohe, einst so stolze Germania ist aus ihrem langen Schlaf erwacht! Mit Unmuth schüttelt sie die Ketten, mit der man sie während ihres traumähnlichen Zustandes belastet hat und von ihren Söhnen erwartet sie Befreiung von dem Druck!"" Da kehrte ich schnell dem schönen Italien den Rücken, und zog heim nach Deutschland, denn wo es gilt der Mutter beizustehen, da dürfen die Söhne nicht fehlen! Dies ist der wahre Grund meiner Rückkehr in's Vaterland, doch den habe ich nur Ihnen gesagt, Gräfin, denn Ihr Vetter,

Graf Eichhorst, würde den Frechen, der es wagt gegen das Herkömmliche zu murren, nur zu bald aus Ihrem Schlosse zu entfernen wissen!"

„O, wie verkennen Sie den edlen Mann," rief lebhaft die Gräfin, „oder vielmehr, Sie kennen ihn ja noch nicht, sonst würden Sie anders urtheilen! Die Grundsätze, die Sie bei mir voraussetzen," fuhr sie eifrig fort, „die habe ich durch Anselm. Er lehrte mich mein Vaterland lieben und alle Menschen als meine Brüder betrachten. Er entriß mich dem kleinlichen Treiben der meisten Frauen, und eröffnete mir in den Schriften der Alten einen unerschöpflichen Born großartiger Genüsse. Von ihm geleitet lernte ich die Süßigkeit des zweckmäßigen Wohlthuns empfinden, den Trost kennen, der in einer regelmäßigen Beschäftigung liegt. Durch ihn lernte ich einsehen, daß der Niedere gleiche Rechte hat mit dem Hochgebornen, da beide Geschöpfe eines Schöpfers sind. Durch ihn lernte ich einsehen, daß die Freiheit das höchste Gut des irdischen Daseins ist, und daß wir, nach Gottes ewigen Gesetzen, ihrer alle theilhaftig werden können und

sollen. Gewiß," fuhr sie begeistert fort, „Anselm ist der edelste Mensch, den es gibt, und wenn man das Bild der Gerechtigkeit und Güte und Alles Ehrenhaften darstellen wollte, so müßte man sein Bild malen!"

Sie war, während sie den Freund vertheidigte von ihrem Sessel aufgestanden, hohe Röthe färbte ihre Wangen und ihr Auge strahlte in solchem Glanz, daß der junge Maler mit Bewunderung zu ihr aufsah.

„Madonna," rief er, indem er die gefalteten Hände zu ihr erhob, „wenn ich eine begeisterte Muse malen sollte, so würde ich nur Ihr Bild darstellen dürfen!"

Alma erröthete noch tiefer. „Lassen Sie uns nach dem Schlosse zurückkehren," sagte sie rasch, „es wird kühl und meine Mutter wird uns erwarten!"

Am Abend dieses Tages saß Ottomar auf seinem Zimmer, und schien eifrig zu schreiben; doch sei es, daß die Gedanken in seinem Kopfe sich so eilig drängten, daß die Hand sie nicht schnell genug auf das Papier werfen konnte, oder

sei es, daß eine nicht zu besiegende Ungeduld, ein innrer Kampf, ihn nicht ruhen ließ, genug er warf oft die Feder weg und stützte den Kopf in beide Hände, daß die reichen blonden Locken darüber hinweg fielen und sein glühendes Gesicht beschatteten. Zuletzt sprang er auf, öffnete ein Fenster und schaute hinaus in die kühle Sternennacht, und der frische Wind der Berge fächelte seine heiße Wange, und die ewigen Sterne schauten ihn wie milde Augen Gottes an und gossen Ruhe in sein Herz und Zuversicht in seine Seele. Er ging zurück an den Schreibtisch, und hastig zurückschiebend, was er bis jetzt geschrieben, ergriff er ein frisches Blatt, und eilig, ohne Aufenthalt und Unterbrechung, flog die Feder darüber hin.

„Du wähnst mich in Wien, Karl," schrieb er dem in Rom zurück gebliebenen Freund, „mitten in dem Getriebe der Bewegungen, und ich sitze ruhig in einem alterthümlichen Schloß an der Grenze von Tyrol und male Landschaften und retouchire die Arbeiten der Herrin dieses Schlosses, der ich Unterricht ertheile. Hast Du deshalb in

unüberlegter Eile das schöne Italien verlassen, und die Aussicht auf reichen Gewinn aufgegeben? wirst Du fragen; aber lieber Bruder, wenn wir von fern eine köstliche Frucht uns goldig und roth entgegenschimmern sehen, so eilen wir hin, in der Meinung, sie sei reif, um sie zu pflücken. Aber wenn wir sie näher betrachten, so sehen wir oft, daß der Strahl der Sonne sie erst auf einer Seite gereift und ihr die schönen Farben gegeben hat, während die dem Stamm zugekehrte Seite noch grün, und überhaupt die ganze Frucht noch hart und ungenießbar ist. So ist es mir nun ergangen mit meinen Hoffnungen und Erwartungen. Die schöne Frucht der deutschen Freiheit ist noch nicht reif, und wenn auch die Sonne des Enthusiasmus ihrer Jünger und Verehrer ihr die fernhin leuchtenden Farben verliehen hatte, so habe ich mich doch, als ich den deutschen Boden betrat, bald überzeugt, daß unsre Hoffnungen zu voreilig waren, und daß selbst die Gärtner, welche die schöne Frucht pflegten, die Zeit ihrer Reife nicht kannten und viel zu früh ansetzten. So muß ich denn geduldig warten bis der Augenblick

wirklich gekommen ist, wo wir die sehnenden Hände ausstrecken dürfen nach der Frucht des Paradieses, der Himmelsgabe der Freiheit, und wo ich lebe während dieser Erwartung, das ist ziemlich gleich. Ueberdies bergen diese Wälder und Gebirge eine köstliche Perle, die nur wenige kennen, und deren unschätzbaren Werth vielleicht keiner ganz zu würdigen weiß. Glaube ja nicht, Karl, daß ein gewöhnliches Verliebtsein aus mir spricht, nein, die Perle, von der ich spreche, ist eine echte Perle, das heißt eine reine, eine unantastbare! Eben so leicht könnte ich mich in ein Muttergottesbild verlieben, als für Alma von Wartenberg in sündhafter Liebe entbrennen! Wenn sie mich anblickt mit ihren großen klaren tiefblauen Augen, so ist es mir, als wenn das Auge Gottes zu mir herab schaute aus seinen Himmeln, und wenn ein Lächeln ihre regelmäßigen Züge verschönt, so ist es mir als wenn die heilige Ruhe, die über ihr ganzes Wesen ausgegossen ist, wohlthuend einzöge in mein Herz und jeden irdischen Wunsch erstickte. Ich habe die Züge dieser Frau studirt mit demselben Eifer, mit derselben Ver-

ehrung, mit der ich sonst vor den Madonnen des Raphael stand, ich habe dieselben reinen Linien, dieselben keuschen Umrisse gefunden! Stundenlang habe ich schweigend gesessen und dies liebliche Gesicht betrachtet, um in seinem Ausdruck die Empfindungen ihrer Seele zu lesen. Vor mir lag es wie ein reiner Spiegel, den von innen heraus nichts befleckt, und dessen Glanz nur von dem Hauch der Vorübergehenden getrübt wird. Entzückt lausche ich dem Ton ihrer melodischen Stimme, und beantworte oft ihre Fragen nicht, weil dieser Ton zu lange in mir wiederklingt, und ich noch seine Schwingungen zu hören glaube, wenn er schon längst verhallt ist. Bei unsern Streifereien in den Bergen sehe ich nicht auf die großartige Natur, nicht auf die malerischen Punkte, die sie mir andeutet, ich sehe nur sie, wie sie leicht wie ein Reh und doch mit dem Anstand einer Königin vor mir herschreitet und die Gräser sich kaum beugen unter ihrem leichten Tritt, um dann erquickt und frischer wieder zu erstehen, gleichsam als hätte der Fuß eines Engels sie berührt. Ich sehe zu ihr empor, wie zur

gebenedeiten Jungfrau, sie ist meine Heilige, aber nicht meine irdische Geliebte, denn in ihrer Nähe schweigen alle irdischen unreinen Begierden, und sowie ihr Name Alma in der italienischen Poesie die Seele heißt, so ist sie meine Seele, meiner Augen Wonne, aber nicht meines Herzens irdischer Wunsch.

Noch kennt sie nur den Landschaftsmaler in mir, aber bald hoffe ich es dahin zu bringen, daß die alte Gräfin Linden mich bittet, ihr Almas Bild zu malen, und dann ist dies Heiligenbild auch mein und ruht als ein Talismann auf meinem Herzen. Jetzt segne ich die Unbeständigkeit, die in der Kunst wie im Leben, mich stets von einem Fach zum andern trieb, ohne sie könnte ich diese Züge nicht auf die Leinwand fesseln, könnte nicht länger hier weilen, und wäre also um ein gutes Theil ärmer an Glück! Seit längerer Zeit schon erwartet man einen Vetter, der, wie ich von den Leuten hörte, oft Wochen und Monate lang im Schlosse wohnt. Mir kam der Gedanke einer nähern Verbindung, als der blos verwandtschaftlichen zwischen ihm und meiner

Heiligen, und dieser Argwohn beunruhigte mich und ließ mir das hehre Bild getrübt erscheinen. Ich suchte daher Gelegenheit etwas gegen ihn zu sagen, einen Zweifel über den Adel seiner Gesinnung auszusprechen. O, wie glühte da die Wange der Gräfin, wie heiß, wie kräftig nahm sie sich des Vetters an, wie pries sie seine guten Eigenschaften, das Edle seiner Denkungsart, wie betheuerte sie, daß sie Alles, was sie sei, und was sie wisse, nur ihm verdanke, wie er ihr Lehrer, Freund und Rathgeber gewesen sei, und wie er rein, edel und groß dastehe, erhaben über jedem seines Geschlechts. Ich hörte mit innrer Befriedigung zu, und mit jedem lobenden Wort, was sie sprach, fühlte ich den Argwohn mehr und mehr in meiner Brust schwinden. Sie liebt ihn nicht, sagte ich mir jubelnd, so wagt das liebende Weib nicht den Mann zu vertheidigen, den sie nicht öffentlich als den Mann ihrer Wahl anerkennen kann! es ist nur Freundschaft und Dankbarkeit, welche sie für ihn empfindet,. Liebe nicht! Gräfin Alma ist nämlich nicht frei, denn, wenn gleich seit Jahren von ihrem Gatten getrennt,

der fast immer auf Reisen ist, erlaubt ihre beiderseitige Religion doch keine Scheidung. Obgleich sie nie über diese Verhältnisse spricht, und ihres Gatten niemals erwähnt, so habe ich doch durch den alten Joseph, einen langjährigen Diener des Hauses, dessen Vertrauen und Zuneigung ich mir erworben habe, gehört, daß die junge Gräfin in ihrer kurzen Ehe sehr unglücklich gewesen, und daß der Graf einer solchen Gattin in keiner Art würdig ist.

Sieh Karl, das sind die Bande, die mich hier fesseln, und mich auch wohl noch so lange fesseln werden, bis mein ferneres Bleiben sich nicht länger durch irgend einen Vorwand bewerkstelligen läßt. Lebe wohl, mein Freund, grüße die heilige Roma und die Freunde und Brüder, und wenn Du entzückt vor einer Madonna des Raphael oder des Cimabue stehst, so denke, daß Dein Freund beide sieht in der heiligen Alma.

Ottomar."

Mehrere Regentage hatten das Arbeiten im Freien unmöglich gemacht. Zwar war das Bild,

welches die Gräfin für ihren Vetter Anselm bestimmt hatte, fertig, allein Ottomar hielt es für nöthig, noch einmal der Natur gegenüber alle Gegenstände genau zu vergleichen. „Es wäre ja um mein Künstlerdiplom in den Augen des Grafen geschehen," sagte er lächelnd, „wenn er in der Landschaft, bei deren Anfertigung ich behülflich war, Fehler entdeckte, und daher muß ich, so bald der Himmel nur einen freundlichen Sonnenblick spendet, noch einmal hinaus, um zu sehen und zu prüfen!" Aber wenn er auch vor den Gräfinnen diesen freundlichen Sonnenblick eifrig herbei zu wünschen schien, so segnete er doch im Stillen die Ströme von Regen, welche herabschossen, und war hoch erfreut jeden Morgen dieselben schweren, grauen Wolken das Blau des Himmels umdüstern zu sehen, denn ihre dichten Schleier gaben ihm die Möglichkeit des längern Weilens.

Daß wir doch so selten den Willen in uns finden, einer erwachenden Neigung zu widerstehen! Spielend umkreisen wir die Flamme, deren Wärme uns angenehm berührt, und welche wir in thö-

richter Ueberschätzung unsrer Kraft, nach Belieben ersticken zu können wähnen. Aber unbemerkt zieht sie uns näher und näher in ihre Zauberkreise hinein, und berauscht von dem Gluthstrom, der Mark und Bein durchzittert, stürzen wir zuletzt besinnungslos in das Feuermeer, in welchem wir rettungslos untergehen. Vergebens streben wir beim endlichen Erkennen der Gefahr mit Anstrengung der letzten Willenskraft uns frei zu machen, uns wieder zu erheben, ehe der Abgrund einer sündhaften Liebe uns verschlingt; im übermüthigen Spiel haben wir uns seinem Rande zu sehr genaht, haben keck hinein geschaut in seine Tiefe bis der Schwindel der Leidenschaft uns ergriff und ihre Flammen über uns zusammen schlugen!

Auch Ottomar schloß fast absichtlich die Augen über die Art seiner Gefühle, und überredete sich selbst, da nur eine Heilige zu verehren, wo sein Herz schon in tiefer, sehnsüchtiger Liebe glühte. Noch wäre es Zeit gewesen zu fliehen, Berge und Ströme zu legen zwischen sich und dem Gegenstand seiner Liebe, um so ein Gefühl aus seiner

Brust zu reißen, was ihm nur Leid und herbe Schmerzen bringen konnte; aber das Glück des Augenblicks verschleierte seinem Blick das Weh der Zukunft, und eifrig war er bemüht neue Gründe zum Bleiben zu finden.

An einem trüben, regnigten Nachmittag, wo Ottomar die Unmöglichkeit beklagte in die Berge hinaus gehen zu können, sagte die alte Gräfin: „Ich wundere mich, daß Sie den Aufenthalt in einer großen Stadt wählen, da Sie das Studium der Natur so sehr lieben!"

„Ja, wenn die Kunst nicht nach Brod gehen müßte!" erwiderte seufzend der Maler.

„Und hoffen Sie in Wien viel Landschaften zu verkaufen?" fuhr die Gräfin fort; „sonst pflegte man diesen Zweig der Kunst dort eben nicht vorzugsweise zu lieben!"

„Es ist auch nicht der Verkauf von Landschaften, worauf ich vorzugsweise meine Hoffnung gerichtet habe, allein in einer großen Stadt finden sich immer Menschen, die ihr liebes Selbst gern durch die Kunst verherrlicht und der Nachwelt aufbewahrt sehen, darauf rechne ich."

„Mein Gott, sind Sie denn auch Portraitmaler?“ fragte Alma erstaunt.

„Und davon haben Sie bisher ganz geschwiegen?“ rief Gräfin Linden, „und Sie könnten dadurch meinen langgehegten Wunsch, ein ähnliches Bild von meiner Tochter zu haben, vielleicht in Erfüllung bringen?“

„Ich werde gern dazu bereit sein,“ erwiderte rasch der junge Mann, „wenn Sie mir gestatten, erst eine Zeichnung zu machen. Finden Sie diese ähnlich, so könnte ich dann vielleicht ein Bild mit Farben versuchen; allein ich sagte Ihnen ja schon bei unserm ersten Zusammentreffen, Madonna,“ fuhr er gegen Alma gewendet demüthig fort, „daß ich nicht weiß, ob ich ein Künstler bin, und so müssen Sie mir verzeihen, wenn meine schwachen Kräfte der Aufgabe nicht entsprechen sollten!“

„Und welchen Grund haben Sie, an Ihrer Befähigung als Künstler zu zweifeln?“ fragte lächelnd Gräfin Linden.

„Der wahre Künstler erfaßt mit Liebe, mit Ausdauer und Hingebung *ein* Fach,“ erwiderte mit trübem Blick der junge Mann, „ihm gibt er

sich ganz hin, ihm weiht er alle Kräfte seiner Seele, alle seine Gedanken, sowie seine physische Kraft und Befähigung, und so erreicht er sein Ziel, so wird er groß in diesem einen, ihm völlig genügenden, seinen Bestrebungen entsprechenden Fach. So findet er die Anerkennung der Mitwelt, und Ruhm und Ehre auch in spätern Zeiten! Ich habe mich in Allem versucht, ohne mich ausschließlich einem Zweig des Wissens und der Kunst zu widmen, und so ist mein Zweifel wohl begründet, ob die Welt mich als Künstler anerkennen wird. Jedes Meisterwerk, welches meinem staunenden Blick sich darbot, riß mich zur Bewunderung hin, und ließ den Wunsch in mir entstehen, wenigstens zu versuchen, ob die oft so freigebige Natur mir nicht auch etwas Talent für dieses Fach gegeben haben möchte. Wenn ich die Werke unsrer Dichterfürsten las, so glaubte ich berufen zu sein ein Dichter zu werden, und meine Gedanken gestalteten sich zu Reimen. Sah ich die Werke der bildenden Kunst, so griff ich zu Pinsel und Palette oder zu Meisel und Grabstichel. Oft glaubte ich auch über meinen eigentlichen

Beruf im Klaren zu sein und verfolgte eifrig die betretene Bahn, allein ein Meisterwerk der Bildhauerkunst ließ mich den Pinsel wegwerfen, oder ein schönes menschliches Gesicht mich die Schönheiten der Natur geringschätzen. So trieb ich bald Dies bald Jenes mit Leidenschaft, aber leider ohne Ausdauer, und so kam es, daß ich nicht sagen darf: ich bin ein Künstler, da ich mir nicht verhehlen darf, daß mein Wirken mehr Dilettantismus ist!"

„Aber Leonardo da Vinci war auch vielseitig," sagte Alma, „und war doch ein großer Künstler! Ich denke, ein Hauptfach schließt die Freude an den andern Zweigen der Kunst nicht aus. Leonardo war Dichter, Musiker und Maler; er versuchte sich auch in der Bildhauerkunst, aber vor Allem war er Maler, und dies Talent gab ihm die Künstlerweihe!"

Ottomar warf einen dankenden Blick auf die junge Frau, und fuhr gegen Gräfin Linden gewendet, fort: „Als ich nach Rom kam, und die Wunder der Baukunst dort zum ersten Mal erblickte, da hätte ich Pinsel und Meisel weg-

werfen und Architekt werden mögen, allein ein für jetzt und für alle Zeiten unerreichbares Meisterwerk hielt mich von dieser neuen Thorheit zurück. Nicht das Coliseum, dies Riesenwerk eines Volkes, dem die Götter übermenschliche Kräfte geschenkt hatten, war es, was mein kühnes Vermessen in seine Schranken zurück wies. Die ungeheuern Mauern, die in ihren weiten Umkreis mit ihren übereinander aufsteigenden Sitzen und Galerien eine ganze Bevölkerung in sich aufzunehmen vermöchten, flößten mir nicht jene Ehrfurcht ein, die kühne Wünsche zu unterdrücken, zu großes Selbstvertrauen zu brechen vermag. Ein stolzes Volk schuf diese gewaltigen Räume und weihte sie zum Schauplatz seiner grausamen, alles menschlichen Gefühls entbehrenden Lustbarkeiten! Staunen und Bewunderung erregend stellt sich das übermenschliche Werk den Blicken des Beschauers dar, allein ihm fehlt der Gedanke der das Knie beugt und die Seele erhebt. St. Peters Dom war es, der mich fühlen ließ, daß es nur wenige Erwählte gibt! In diesem Tempel, der ein Haus Gottes sein wird, selbst wenn eine frevelnde Hand ihn

aller äußern Zierde entkleiden sollte, beugte sich mein Knie und eine tiefe Demuth zog ein in mein Herz. Dies Werk eines hehren, großen Gedankens, bestimmt für den religiösen Cultus aller Zeiten und aller Völker, in welchem der Muhamedaner den Allah, der Jude Jehova, der Heide seine Götzen, und der gläubige Christ den dreieinigen Gott anbeten wird, weil nur ein Gott in diesen Mauern wohnen kann, und jeder, der sie betritt, seine Nähe fühlt, dieser Raum, der den Gedanken nicht einschließt, dessen Mauern sich mit ihm zu erheben und zu erweitern scheinen, dieser Tempel einer Religion der Menschheit, der war es, der mich lehrte meine kühnen Wünsche und Entwürfe zu zügeln und da demüthig zu entsagen, wo zu erreichen ich nimmer hoffen konnte!"

„Auch Michel-Angelo widmete sich nicht ausschließlich einem Fach," sagte leise Alma, „er war Baumeister und Maler!"

„O, Madonna," rief Ottomar, „nicht jedes Zeitalter bringt Riesengeister, und wo das Vertrauen fehlt, fehlt auch die Kraft!"

Alle schwiegen, und es schien als wollte jedes das eben Gehörte in sich nachklingen lassen.

„Vielleicht liegt die Ursache meiner wenigen Ausdauer in meiner Erziehung," fuhr nach einer Pause der Maler fort, „vielleicht hätte ein heilsamer Zwang, ein strengeres Hinweisen auf eine Richtung mich retten können, doch zu viel Güte hat mich verdorben!"

„Sie haben uns nie von Ihrer ersten Jugend, von Ihrer Kindheit erzählt," sagte freundlich Gräfin Wartenberg, „wollen Sie uns nicht Einiges davon mittheilen?"

„Wenn ich glauben dürfte, daß es Ihnen, auch nur ein geringes Interesse einflößen könnte," erwiderte rasch der Maler, „so würde ich nicht anstehen Ihrem Befehl zu folgen," und gleichsam froh der gegebenen Veranlassung, fuhr er, ohne die Antwort der Gräfin abzuwarten, schnell fort: „die ersten Erinnerungen meiner Kindheit verschwimmen mir in trübem Dunkel, doch glaube ich, daß sie mit Armuth und Noth gepaart waren. Später wichen zwar diese, doch wanderte ich von einer Hand in die andere und hatte der Mütter

viele. Meine eigentlichen Eltern habe ich nie gekannt, doch sagte man mir damals: meine Mutter sei eine schöne und vornehme Frau, und mein Vater ebenfalls ein reicher vornehmer Herr. „Warum bin ich aber nicht bei meinen Eltern?“ fragte ich oft weinend, wenn wegen kleiner Fehler mir schwere Züchtigungen zu Theil wurden, oder wenn der Hunger mich plagte und ich vergebens um ein Stück Brod bat. „Deine Mutter schämt sich Deiner,“ rief dann lachend meine Pflegerin, ein altes häßliches Weib, „Du bist ein Fallkind!“ Oft auch, wenn sie im Zorn war und mich mit Grausamkeit strafte, schalt sie mich Bastard, mit dem in frühern Zeiten, wie noch Ehrbarkeit und Sitte geherrscht habe, ordentlicher Leute Kinder nicht verkehrt haben würden! Ich verstand natürlich den Sinn beider Benennungen nicht, und in meiner kindlichen Phantasie bildeten sich die sonderbarsten Vorstellung darüber aus. Besonders schmerzlich war mir der Ausspruch meiner Pflegerin, daß die Kinder rechtlicher Eltern mit mir nicht verkehren könnten, und scheu und furchtsam zog ich mich von den Gespielen zurück und

setzte mich in der Schule, die ich anfing zu besuchen, gern in den entferntesten Winkel, um nur nicht dem Spott meiner Mitschüler ausgesetzt zu sein. In dieser Zeit mochte mein Vater, oder Vormund, oder wer sonst des verlassenen Knaben sich annahm, davon gehört haben, wie schlecht meine Pflegerin die übernommenen Pflichten erfülle, denn eines Tages trat ein hoher ernster Mann in bürgerlicher Kleidung in unsre niedrige Stube, eben als ich wieder einer unmenschlichen Züchtigung unterworfen war, und nachdem er dem Weibe ihr Verhalten gegen mich ernst und strafend verwiesen hatte, faßte er mich liebreich bei der Hand und sagte freundlich: „Komm Ottomar, Du sollst nicht ferner mißhandelt werden, Du sollst von heute an bei mir wohnen; willst Du mit mir gehen?" Von dem sanften Ton seiner Stimme ermuthigt, sah ich auf, und ein Blick in sein schönes Gesicht, das, von einzelnen schon stark in's Graue spielenden Locken beschattet, zu mir sich niederbeugte, während ein paar milde Augen mich freundlich und fragend anschauten, flößte mir ein solches Vertrauen zu dem Fremden

ein, daß ich lebhaft ausrief: Ja, lieber Herr, ich will mit Euch gehen, wenn Ihr mich nicht schlagen wollt! „Das werde ich nicht, wenn Du fleißig und folgsam bist!" erwiderte lächelnd der Mann, und nachdem er noch einige mir unverständliche Worte mit meiner Peinigerin gewechselt hatte, führte er mich aus dieser Höhle des Elends in sein einfaches, aber wohnliches Haus, was mir damals, im Vergleich zu der verlassenen Wohnung, wie ein Palast vorkam."

„Von dieser Zeit begann für mich ein neues Leben. Mein Pflegevater war Geistlicher und widmete sich mit gewissenhafter Strenge den Pflichten seines Berufs, jedoch ohne dabei meine Erziehung zu vernachlässigen, der jeder freie Augenblick angehörte. Mit hingebender Liebe unterwies er mich selbst in allen Fächern des Wissens, und da ich begierig die mir gebotene geistige Nahrung erfaßte, und mir leicht zu eigen machte, was er mit ungewöhnlicher Klarheit und Deutlichkeit mir vortrug, so nahm sein Interesse an meiner Ausbildung mit jedem Tage zu, so wie meine Liebe und Verehrung für den milden, leicht

verzeihenden Lehrer bald keine Grenzen kannte. Als ich heranwuchs, gestaltete sich unser Verhältniß immer mehr wie das des Sohnes zum Vater, als wie das des Schützlings zu seinem Wohlthäter, und ich konnte mit Gewißheit auf die Erfüllung fast jeden Wunsches rechnen. Nur bei einer mir hochwichtigen Sache widerstand er hartnäckig meinen Bitten, bei meinen dringenden Fragen nach meinen Eltern!"

„„Dein Vater ist heimgegangen, dahin, wo jeder Fehl gesühnt wird,"" antwortete er mir einst, als ich wieder ungestüm in ihn drang, mir die Eltern zu nennen, „„und Deine Mutter war ein herzloses Weib, das um menschlicher Ehre willen ihr Kind verstieß und verleugnete, als ob wir andere Ehre haben könnten, nach deren Besitz es sich verlohnte zu ringen, als die Ehre vor Gott. Nicht die Schwachheit des Weibes macht ihre Schande,"" fuhr er fort, „„sondern die Herzlosigkeit, mit der der größere Theil derselben sie zu verbergen strebt! Wenn Liebe und Leichtgläubigkeit sie vergessen ließ, was sie sich selbst, was sie ihrem Ruf schuldig ist, wohlan,

so nehme sie ihr Kreuz auf sich, so dulde sie willig die Folgen ihres Fehls und sei wenigstens Mutter! Das Mädchen, das mit sorglicher Hand den Zeugen ihrer Schuld, ihr Kind, durch die Straßen führt, das seine schwachen Schritte leitet und ihm oft nur durch den Fleiß ihrer Hände Kleidung und Unterhalt verschafft, steht hoch über derjenigen, die ihre Schuld dadurch der Welt verbirgt, daß sie das unschuldige Wesen, dem sie das Dasein gab, fremden, käuflichen Händen übergibt, die da gewiß nicht liebevoll pflegen werden, wo die eigne Mutter schnöde verließ. Der Mann, der das Weib verläßt, das den Muth besitzt, die Folgen ihrer That auf sich zu nehmen, der handelt nicht allein unrecht gegen die durch ihn zur Sünde Verleitete, sondern auch gegen sich selbst; denn die Verlassene, in deren Herzen das Gefühl strenger Pflichterfüllung lebt, würde ihm ein treues, liebendes, sorgsames Weib geworden sein, da sie das Größte und Höchste kennt, was der Mensch erreichen kann, Selbstverleugnung. Deine Mutter, Ottomar, war dieser Selbstverleugnung nicht fähig, sie überließ Deine hülflose

Kindheit fremden Söldlingen, das Kind ihrer Liebe schmachtete im Elend, während sie auf den Höhen der Gesellschaft glänzte. Darum forsche nicht nach dem Namen dieses herzlosen Weibes, sie würde Dir nie Mutter sein. Dein Vater, durch herben Schmerz und schwere Schicksale auf den Weg des Heils zurückgeführt, hat sich Deiner väterlich angenommen, allein die Hand des Herrn traf ihn zu schwer und jetzt ruht er in kühler Erde. Doch Du bist deshalb nicht verlassen,"" fügte er gerührt hinzu, indem er mich umarmte, ""Du bist mein Sohn, ein Engel hat Dich in meine Hände gegeben, und kann ich Dir auch keine Schätze hinterlassen, so wird der Himmel mir die Kraft verleihen, Dich zum Manne heranzubilden, und dem Manne gehört die Welt, denn er kann sich sein Schicksal selber bilden. Er ist nicht gezwungen, wie das schwache Weib in Demuth hinzunehmen, was das Geschick ihm bietet; er kann ringen und streben, denn nur in dem Kampf mit dem Mißgeschick bewährt sich seine Kraft. Wenn Tragen und Dulden zu den Tugenden des Weibes gehört, ja ihm unerläßlich ist, so ist im

Gegentheil ein kräftiges Auflehnen gegen Alles, was ihn drückt, was hindernd sich ihm entgegenstellt, die Pflicht, der Beruf des Mannes. Kühn muß er hineingreifen in die Räder des Geschicks, und mit starker, kräftiger Hand sie lenken nach seinem Willen. Nicht abschrecken darf es ihn, wenn auch die Speichen brechen, oder schwere Verwundung die kühne Hand trifft, denn nur dem Kühnen grünt der Lorbeer, und nur unwandelbare Ausdauer beugt und zähmt des Schicksals Mächte!""

„Das sind gefährliche Lehren," rief Gräfin Linden, „ich hätte sie aus dem Munde eines Geistlichen nicht erwartet!"

„Sie scheinen mir des Mannes würdig," sagte schnell Alma, „und der Geistliche bleibt doch immer ein Mann. Was gibt es Schöneres, als dies kühne männliche Ringen mit dem Mißgeschick, und welches Gefühl kann belohnender sein, als sich sagen zu können: ich habe mir mein Schicksal selber nach meinem Wunsch gestaltet!"

„Dies belohnende Gefühl wird aber nur Wenigen zu Theil," erwiderte die alte Gräfin, „die Meisten erliegen im Kampf!"

„So ist es immer besser,“ rief lebhaft Alma, „rühmlich kämpfend zu Grunde gehen, als sich sagen zu müssen: Du hast keinen Versuch zum Kampfe gewagt. So wie für das Weib die Geduld ist, so ist für den Mann die That, denn ihm gab der Himmel die Kraft, die er dem schwachen Weibe versagte, die Kraft zum Handeln, während er uns nur die Kraft zum Dulden verlieh. Der Mann darf seiner Ueberzeugung folgen, ja er muß es, will er den Namen Mann verdienen, er darf sie geltend machen, oder sich ihr zum Opfer bringen, denn er hat Etwas, was über jede Rücksicht erhaben ist, was ihm mehr sein muß, als Weib und Kind, Ansehen und Ehrenstellen, mehr als Glücksgüter und Wohlleben, ein Etwas, dem er willig jedes Opfer bringen muß, und dieses Etwas ist: sein Vaterland und seine Ehre!“

Mit leuchtenden Blicken hatte Ottomar den begeisterten Worten der jungen Frau gelauscht. „Ja, so lehrte mein Pflegevater!“ rief er lebhaft, „ringen mit dem Geschick, aber nicht auf Kosten seiner Ueberzeugung, seiner Ehre; und er

hatte diese Lehre mit seinen Handlungen besiegelt. Als ich herangewachsen war, bemerkte ich oft, daß eine tiefe Schwermuth seine edlen Züge beschattete, und manche Aeußerungen ließen mich schließen, daß er seiner Ueberzeugung große, schwere Opfer gebracht habe. Ein Zufall enthüllte mir das Geheimniß. Er hatte ein edles Weib tief und innig geliebt, allein seine freisinnigen Ansichten, aus denen er schon damals, als noch das Wort „Freiheit" ein Verbrechen war, kein Hehl machte, mißfielen dem starr am Alten hängenden Vater seiner Geliebten, der ihm deshalb die Tochter versagte. Hätte er zu heucheln, ja hätte er nur seine bessere Ueberzeugung zu verbergen verstanden, so wäre sein Lebensglück gesichert gewesen. Aber der Wahrheit und sich selber getreu, entsagte er mit blutendem Herzen; und da er das Weib seiner Wahl nicht zu vergessen vermochte, so lebte er einsam, und theilte den reichen Schatz seiner Liebe zwischen seinen Pfarrkindern und den Waisen, die er erzog."

„Welch ein trefflicher Mann," rief Alma, „wie würde ich mich freuen, ihn zu kennen!"

„Ihn deckt das Grab," sagte trüb der Jüngling, „und seine leitende Hand hat dem Schwankenden schon lange gefehlt!"

„Aber seine Lehren sind dem Gedächtniß geblieben," sagte im milden, tröstenden Ton die junge Gräfin, „und dienen jetzt als Leitstern auf der einsamen Bahn."

Nach einer langen, dem Andenken des Verstorbenen geweihten Pause fuhr Ottomar in seiner Erzählung fort.

„Mein Pflegevater," sagte er, indem er tief aufathmend die blonden Locken aus seiner Stirn strich, „hegte große Vorliebe für seinen Stand, und hatte mich für denselben bestimmt, allein er hatte mir kein Fach des Wissens verschlossen, und so studirte ich auch Philosophie. Ich war eifrig bemüht, mir die Systeme unsrer großen Philosophen zu eigen zu machen, und Hegel zog mich besonders an. Allein nachdem ich zwei Jahre diesem Studium gewidmet hatte, war ich gezwungen, dem Vater zu gestehen: daß es mir unmöglich sei, Geistlicher zu werden. Der blinde, aber wohlthuende und beglückende Glaube war

von mir gewichen, und schrecklich war mir der Gedanke, etwas zu lehren, wovon die Ueberzeugung nicht mehr in meinem Herzen lebte. Tief bekümmert hörte mein Pflegevater mir zu, als ich ihm meine Gründe entwickelte, aber mit seiner gewöhnlichen Milde sagte er, nachdem ich geendigt hatte: „„Ein Jeder muß nach seiner Ueberzeugung handeln! Es war mein Lieblingswunsch, Dich dem Berufe folgen zu sehen, dem ich alle meine Kräfte geweiht habe, allein fern sei es von mir, Deiner Neigung Zwang anlegen zu wollen. Doch welchen Stand hast Du gewählt?““ Ich erschrack vor dieser einfachen Frage und stand betroffen da, denn daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Daß ich nicht Geistlicher werden konnte, war mir klar geworden, daß ich aber einen andern Entschluß fassen müßte, das war mir nicht in den Sinn gekommen. „„Aber muß ich denn einen Stand wählen,““ rief ich halb ärgerlich, „„kann man denn nicht ohne bestimmten Beruf leben?““ „„Wenn man reich ist,““ sprach ernst der Vater, „„kann man seinen Neigungen folgen, der Unbemittelte muß sich sein Brod erwerben!““

„„Warum muß es denn Reiche und Arme geben?““ rief ich unwillig.

„„Das ist die große Lebensfrage, mein Sohn,““ erwiderte der Vater, „„die jetzt durch die Adern aller Völker zittert und den Pulsschlag des Blutes schneller treibt, die Frage, deren Lösung Ströme von Blut kosten wird, der Tausende als Opfer fallen werden, ohne diese geträumte Lösung und Ausgleichung jemals zu erreichen! Blick um Dich, nichts in der ganzen Natur ist sich gleich, nicht die Berge, nicht die Ströme, die Bäume, wie die Blumen sind in sich verschieden an Größe und an Farbenpracht, das niedrige Gesträuch erhebt sich eins über das andere, und selbst der Mensch ist verschieden an Gestalt und an Fähigkeiten, wie soll da sein Schicksal gleich sein?““

„„Aber Sie selbst erstreben ja eine Gleichheit aller Menschen!““ erwiderte ich lebhaft.

„„Eine Gleichheit der Berechtigung, eine ver= vernünftige Freiheit, der Jeder, der Arme, so wie der Reiche, theilhaftig werden kann, aber nicht eine Gleichheit der Glücksgüter, die nie bestehen wird, so lange die Menschen nicht alle dieselben

Anlagen, dieselben Geisteskräfte, dieselbe Charakterstärke besitzen. Warum diese Verschiedenheit im Menschengeschlecht herrscht, die eine allgemeine Gleichstellung unmöglich macht, das, mein Sohn, zu ergründen, ist unser Verstand zu schwach. Das ist das Räthsel, welches der Mensch nicht zu lösen vermag, und wo nur der Glaube und die Hoffnung, dereinst klar zu sehen, uns trösten kann!""

„Oft noch kam mein Pflegevater auf diesen Gegenstand zurück, und drängte mich, einen Entschluß zu fassen. Das Studium der Natur hatte nächst der Philosophie mich am meisten angezogen und so entschied ich mich für die Landwirthschaft, wobei ich weniger von Menschen abhängig zu sein, so wie noch Zeit und Gelegenheit für dieses mein Lieblingsstudium zu gewinnen hoffte."

„Ein Bruder meines Pflegevaters lebte als Beamter auf den Gütern des Fürsten Esterhazy in Ungarn, zu diesem sendete er mich, und ich verließ das Haus, was dem Verwaisten eine Freistätte geworden war, begleitet von den Segnungen dessen, den ich auf dieser Erde niemals wieder erblicken sollte!" — Von tiefer Rührung ergriffen,

schwieg der junge Mann, während er eine Thräne im Auge zerdrückte, und Alma wendete sich rasch gegen das Fenster, um die lebhafte Bewegung zu bemeistern, die sie bei Ottomars letzten Worten ergriffen hatte. Immer war der Gedanke wieder in ihr aufgestiegen, daß sie ihn schon früher irgendwo gesehen haben müßte, denn seine Züge sprachen sie an, wie eine ferne Erinnerung, ohne daß sie jedoch im Stande war, sich Rechenschaft zu geben, wann und wo sie dieselben schon erblickt habe. Jetzt, als er Ungarn und die Esterhazy'schen Güter erwähnte, stand plötzlich ein in die Dunkelheit der Erinnerung zurückgetretenes Bild wieder lebhaft vor ihrer Seele und löste jeden Zweifel. Ottomar war der Jüngling, den sie gesehen hatte inmitten der Arbeiter, derselbe, dessen Schönheit Aurelien zu so enthusiastischen Aeußerungen hinriß, daß sie den Unmuth des Grafen erregten, und das Schamgefühl der damals sechszehnjährigen Alma so tief verletzten. Sie konnte nicht mehr zweifeln, das waren dieselben blonden Locken, nur etwas dunkler, als sie damals über die Schultern des achtzehnjährigen

Jünglings fielen, dieselben großen feurigen, blauen Augen, derselbe frische Mund mit den blendend weißen Zähnen. Zwar schien die Gestalt höher und kraftvoller, doch lag zwischen dem Damals und Jetzt eine Reihe von Jahren, und der Jüngling war zum Manne gereift. Um aber den Gang seiner Erzählung nicht zu stören, nahm sie sich vor, bis zu deren Beendigung zu schweigen und erst dann mit ihrer Entdeckung hervorzutreten.

„Und wie gefielen Sie sich in Ungarn?“ fragte Gräfin Linden, das augenblickliche Schweigen unterbrechend.

„Das Land ist gesegnet und schön,“ erwiderte Ottomar, „allein die Sitten und Gebräuche der Nation konnten meinem Gemüth nicht zusagen. Die Bevorzugung der Großen, so wie die Sklaverei des Volkes empörten mich, und meine heftigen Aeußerungen über diese Mißbräuche riefen oft ein Lächeln auf den Gesichtern meiner neuen Pflegeeltern hervor oder zogen mir wohl ernste Verweise und Mißbilligungen zu. Man verwendete mich anfangs häufig zur Beaufsichtigung der Arbeiter, die im Schweiß ihres Angesichts vom

Anbruch des Tages bis am späten Abend die sauern Frohndienste verrichten mußten, während ihr reicher, vornehmer Gebieter in träger Ruhe sich des Lebens freute, oder diese Ruhe wohl nur unterbrach, um nach neuen Genüssen zu suchen, die fähig waren, die schon abgestumpften Sinne wieder zu wecken und zu neuer Genußfähigkeit zu schärfen. Ein Gefühl tiefer Wehmuth und heißer Scham ergriff mich oft, wenn ich inmitten dieser arbeitenden Menge müssig auf meinem Stab, dem Zeichen meines Amtes, gelehnt stand, und von meinem breiten, runden Hut geschützt die brennenden Strahlen der Sonne kaum empfand, während der Schweiß in großen Tropfen von den gebräunten Stirnen der Armen rann und ihre dürftige Bekleidung durchnäßte. Oft bat ich meine Vorgesetzten, mir wenigstens zu vergönnen, mit zu arbeiten, um ihnen den Unterschied unsrer Verhältnisse weniger fühlbar zu machen, allein man verlachte mich oder staunte mich mit der Verwunderung an, mit der man wohl einen Irren betrachtet und seine Reden hört. „„Sie kennen das Land und das hiesige Volk nicht,““ sagte mir, auf meine

wiederholten, dringenden Vorstellungen der Ober-
aufseher dieser armen Sklaven, „„die Leute wür-
den keinen Respekt mehr vor Ihnen haben, sie
würden Sie als ihres Gleichen betrachten, und
die Thorheit verlachen, die arbeitet, ohne dazu
gezwungen zu sein.““ Ich bat nun, daß man
mich des Amtes des Aufsehers und Zuchtmeisters
entheben möchte, und man willfahrte gern meinem
Begehren, denn unter meiner Aufsicht hatten die
Armen, unter der Last der schweren Arbeit Gebeug-
ten, zuweilen ruhen und Athem schöpfen dürfen, und
man war also natürlich mit dem vollendeten Tage-
werk selten zufrieden. Hätte ich nicht gefürchtet,
meinen Pflegevater zu erzürnen, und mehr noch,
ihn durch meinen Wankelmuth zu betrüben, so
würde ich schon damals den selbst gewählten
Beruf aufgegeben haben. Ich hatte mir ein an-
deres Bild von dem Leben auf dem Lande, von
der Beschäftigung mit der Kultur des Bodens
und des Forstes, der Obst- und Blumenzucht,
entworfen. Wo ich ein patriarchalisches Leben
erwartete, fand ich Härte und Sklaverei, wo ich
eine Idylle zu finden wähnte, starrte mich wider-

liche Gemeinheit an. Wenig von den Thieren, welche den Pflug zogen, unterschieden, arbeitete der größere Theil der Bevölkerung stumpfsinnig nur für das tägliche Brod, während wenige Bevorzugte von den Früchten ihres Schweißes praßten. Ich hatte mir den reichen Gutsherrn gedacht wie einen frommen Hausvater in der Mitte seiner Kinder, denen er ein Beispiel alles Guten, alles Edlen ist; wie anders fand ich es! Weit und breit, wo ich umher spähte, waren die Grundherren fern, lebten in Wien und andern großen Städten, und besuchten nur selten ihre Stammschlösser, und auch dann war es nicht die Sorge für das Wohl ihrer Unterthanen, welche sie beschäftigte, sondern die Freuden der Jagd oder andrer Lustbarkeiten und Ergötzlichkeiten. Das Loos der armen Sklaven war in die Hände roher Aufseher und gewissenloser Beamten gegeben, die die ihnen verliehene Gewalt nur dazu benutzten, mit unmenschlicher Grausamkeit die Abgaben einzutreiben und die Frohnen zu schärfen, um auch von den Körperkräften der Unglücklichen den höchst möglichen Vortheil zu ziehen, der dann durch eine

geschickte Berechnung größtentheils in ihre eigne Tasche floß. Angeekelt von diesem eigennützigen Treiben und im Innersten empört über mein Unvermögen, eine Aenderung herbeizuführen, ergriff mich ein tiefer Unwille, eine glühende Scham, daß ich, wenn auch nur eine kurze Zeit ein Werkzeug zu diesen Bedrückungen gewesen war, und ich erklärte, daß ich es vorzöge, erst die Theorie der Landwirthschaft zu studiren, um dann später zu ihrer Praxis überzugehen. Man ließ mich gewähren, und öffnete mir willfährig die Bibliothek des Fürsten, wo alle über Landbau und Forstwesen herausgekommene Schriften in reichem Einband ungelesen standen. Aber auch durch mich sollten sie von diesem Banne nicht erlöset werden, denn da mein Hauptzweck gewesen war, mich von der schmachvollen Rolle eines müssigen Zuschauers Andrer Mühen und Arbeit zu befreien, so ließ ich die Prachtwerke der Agrikultur ebenfalls unberührt, und erlabte mein Herz und meinen Geist in der Unterhaltung mit den alten geliebten Freunden, den römischen und griechischen Autoren. Auch die Kunstschätze, welche das Schloß

in reicher Auswahl enthielt, besah ich mit steigendem Interesse, und wo das Werk eines geschickten Meisters mich anzog, da trieb es mich, die Geschichte seines Lebens und seiner Entwickelung zu kennen. Auch hierzu bot mir die fürstliche Bibliothek die Mittel, denn sie enthielt alle bisher erschienenen Werke über die bildenden Künste, deren Geschichte ich nun eifrig und mit großer Befriedigung studirte. So entwickelte sich nach und nach in mir die Liebe zur Kunst, und als um diese Zeit der Fürst einen jungen Maler in seine Besitzungen nach Ungarn sendete, um mehrere schöne, romantische Punkte für ihn zu zeichnen und zu malen, so schlug diese entstehende Liebe zur hellen Flamme der Begeisterung auf. Schon in meiner Kindheit hatte ich mit Lust und Liebe Reißfeder und Pinsel geführt, und nur der eifrige Wunsch meines Pflegevaters mich für den geistlichen Stand zu erziehen, hatte ihn das in mir schlummernde Talent verkennen lassen. Er betrachtete Zeichnen und Malen als ein bloßes Erholungsstudium, und als solches schien ihm meine Anlage dazu der besondern Beachtung nicht

werth. Jetzt unter des jungen Malers Anleitung entwickelten sich die Fähigkeiten, die so lange geschlummert hatten, mit reißender Schnelle, und bald war ich im Stande, ihn bei seinen Arbeiten zu unterstützen. Karl Blum war nicht allein ein geschickter Künstler, er war auch ein edler, hochherziger Mensch, und bald fesselte uns die innigste Freundschaft aneinander. Mehrere Jahre älter als ich, hatte er außer seinem Kunsttalent auch die Lebenserfahrung vor mir voraus, die aber, wenn sie ihn auch weiser und vorsichtiger gemacht, doch seinen Enthusiasmus für alles Edle und Schöne nicht geschmälert hatte. Mit tiefem innigen Gefühl begabt begriff er leicht den Widerwillen, den ich empfand, hier den Aufseher, den Tyrannen der Bedrückten zu machen, und da ihn meine Fortschritte in seiner Kunst immer mehr befriedigten, so rief er oft lebhaft: „„Ottomar, wirf die Bücher weg, wirf den schmachvollen Aufseherstab, das Zeichen der Knechtschaft und der Unterdrückung, entschlossen von Dir, und werde Künstler! Pilgere mit mir nach Rom und laß Deine Seele erweitern durch den Anblick der

unsterblichen Werke der Kunst. Laß die hehre Kunst Dich begeistern, beuge ihr das Knie, bis es uns einst vergönnt sein wird es einer noch höhern Göttin zu beugen, bis alle Sklavenfesseln gefallen sein werden, und die hellstrahlende Sonne der Freiheit leuchtet über das glückliche vereinigte Deutschland!““

„Gern wäre ich den Aufforderungen des Freundes gefolgt, allein die Furcht vor der Mißbilligung meines Pflegevaters hielt mich zurück. Ihn, den Gütigen, dem ich Alles verdankte, wollte ich nicht kränken, denn er verabscheute jede Unentschlossenheit, jeden Wankelmuth im Manne, und hielt es besser, das Schwerste zu erdulden, als dem einmal mit Ueberlegung gefaßten Entschlusse ungetreu zu werden. Als aber der Herbst herannahte, als Karls Arbeiten fast vollendet waren, und er schon von seiner Abreise sprach, da schwand jede Rücksicht vor dem schrecklichen Gedanken, wieder allein zu sein unter Menschen, die nur das Aeußere des Ebenbildes Gottes an sich trugen, ohne daß ein menschliches Herz in ihrer kalten, leeren Brust schlug, getrennt zu sein von dem

Freunde, von dem einzigen, der mich verstand und mit mir fühlte, und entschlossen ergriff ich die Feder, um dem geliebten Pflegevater meine Wünsche und meine Bitten ans Herz zu legen. Aber noch war dieser Brief, den ich immer wieder zerriß, weil er mir nie genugsam auszudrücken schien, was ich empfand, nicht vollendet, als mich die Schreckensnachricht seines Todes traf. Auf seinen Berufswegen, bei der Unterstützung armer Kranker, denen er Hülfe und Trost brachte, hatte er sich eine ansteckende Krankheit zugezogen, die ihn in wenigen Tagen dahinraffte, und seinen trostlosen Pflegesohn allein und verwaist zurückließ in einer Welt, durch deren Irrgänge und Verwickelungen seine schützende Hand ihn sicher geleitet haben würde, die aber jetzt den Unerfahrnen zu verderben drohten. Mein Schmerz war namenlos, und um so tiefer, je gerechter er war. Aber in dieser Zeit der Trauer lernte ich das Glück schätzen, was darin liegt, einen treuen Freund zu besitzen. Karl kam nicht von meiner Seite, er theilte meinen Schmerz und mein Leid, und gönnte mir den Trost, ihm immer und immer

wieder von den Tugenden des Verstorbenen zu sprechen, von seiner Liebe zu mir und meiner dankbaren Verehrung für ihn.“

„Als die erste Zeit der Trauer vorüber war, machte mich Karl darauf aufmerksam, daß nun meinem Wunsche, mich ganz der Kunst zu widmen, kein Hinderniß mehr in dem Wege stehe, denn auch an Geldmitteln fehlte es mir nicht. Mein edler Pflegevater hinterließ zwar kein Vermögen, allein er hatte das Geld, was mein Vater in den ersten Jahren meines Aufenthalts bei ihm für mich bezahlte, nie berührt, und auch als nach dem frühen Tode dieses unglücklichen Vaters die Geldbeiträge ausblieben, bestritt er alle Kosten meiner Erziehung aus eignen Mitteln, ohne das kleine Capital anzugreifen, was er für mich gesammelt hatte. Mit den hinzugekommenen Zinsen war dies nun eine, für mich nicht unbedeutende Summe geworden, das mir die Möglichkeit gewährte, nicht allein meinen Freund nach Italien zu begleiten, sondern auch mehrere Jahre dort meinen Studien obzuliegen, ohne um meinen Lebensunterhalt besorgt sein zu dürfen.“

„So ergriffen wir also, als die herbstlich gelben Blätter von den Bäumen fielen, den Wanderstab und pilgerten über die Alpen, um einzuziehen in das schöne Italien, das Land der Verheißung, wo schattige Bäume ihre Laubdächer über uns breiteten und Blumen uns umdufteten, während im rauhen Vaterlande das dürre Reis seine entlaubten Zweige schon traurig gen Himmel streckte."

„Welchen Eindruck es auf mich machte, als ich mich plötzlich umgeben sah von den Wundern der Kunst und der Natur, als mein entzückter Blick von den Meisterwerken des Schöpfers zu den Meisterwerken seiner Erschaffenen flog, dies auszudrücken, ist die Sprache zu arm, das Wort zu schwach! Die Folgen dieses Eindrucks habe ich Ihnen geschildert, begierig ergriff ich bald das Eine, bald das Andere, und gleich der Biene, die aus dem Kelche aller Blumen den süßen Saft saugt, so schwelgte ich in dem Genuß der verschiedenen Künste, und konnte nimmer zu dem Entschluß gelangen, mich für eine derselben entschieden zu bestimmen, eine als Broderwerb zu wählen. Es schien mir ein Frevel an dem hohen

heiligen Wesen der Kunst, wenn ich sie zu alltäglichen Zwecken benutzen sollte. Das ihr inwohnende Göttliche schien mir in den Staub getreten, wenn ihre Schöpfungen mit klingendem Metall belohnt würden. Den Menschen zu veredeln, sagte ich mir, ist die hehre Kunst herabgestiegen aus ihren Himmeln, nicht um ihm als niedrige Magd zum Broderwerb zu dienen, und wie kann eine Begeisterung dauernd sein, die berechnen muß, wie viel ihre Schöpfungen wohl einbringen werden? Innig beklagte ich oft die unbemittelten Künstler, die genöthigt waren, auf Bestellung zu arbeiten, oder ihre Bilder auszustellen. Was mußten die Armen nicht leiden, wenn sie das, was sie in den Stunden hohen künstlerischen Aufschwungs geschaffen, dem sie den Schlaf ihrer Nächte geopfert, welches sie mit Liebe in dem Herzen getragen und das sich bei seiner Vollendung von diesem Herzen losgerissen hatte, wie das Kind von der Brust der Mutter, wenn sie dies Werk ihrer tiefsten, heiligsten Gefühle dem Urtheil aufgeblasener Kunstrichter unterwerfen mußten! Wenn sie hören mußten, wie Laien, denen jeder ächte

Kunstsinn, jedes wahre Kunstverständniß abging, mäkelten und tadelten, während sie doch nicht fähig waren, den tiefen Sinn des Kunstwerks nur zu ahnen, und gleich den Affen an den Schalen nagten und unbedeutende Nebendinge gelehrt besprachen, während ihnen der eigentliche Kern, die Idee des Künstlers, verhüllt blieb. Mit Ekel und Widerwillen ging ich durch die Säle, wo die Schaulustigen sich drängten und ihre aberwitzigen Urtheile fällten, wo die Verehrer der alten Schulen jedes neue Werk schon deshalb verdammten, weil es neu war, und in blinder Verehrung für die großen Meister der vergangenen Jahrhunderte alles Streben der Gegenwart gering achteten oder als nutzlos verwarfen. Vergebens hatten meine Freunde mich zu bereden gesucht, etwas von meinen Arbeiten öffentlich auszustellen, um, wie sie es nannten, mir einen Namen zu machen; beharrlich hatte ich mich geweigert, und theils die Werthlosigkeit meiner Productionen, theils meinen Widerwillen gegen alle öffentliche Schaustellung als Entschuldigung vorgeschützt. Nun aber nahte die Zeit heran, wo auch ich ge-

zwungen wurde, an Broderwerb zu denken. Nicht gewöhnt, selbst für meine Bedürfnisse zu sorgen, war ich mit meinen Geldmitteln nicht haushälterisch genug umgegangen, und mit Schrecken ersah ich aus dem Briefe meines Bevollmächtigten, daß er mir den Rest meines Capitals übersendete. Die ganze Summe bestand in einigen hundert Thalern, und so mußte denn ein Entschluß gefaßt werden. Ich berieth mich mit Karl, der eine Zusammenkunft mehrerer seiner Freunde veranstaltete, die über mich und mein Talent zu Gericht sitzen und den Ausspruch fällen sollten, welche Bahn ich einzuschlagen habe. Alle waren der Meinung, daß, wenn gleich man mir auch in der historischen Malerei und in der Bildhauerkunst das Talent nicht absprechen könne, ich durch Leichtigkeit der Auffassung doch recht eigentlich von der Natur zum Portraitmaler bestimmt schiene. Ich widmete mich nun ausschließlich diesem Fach, und da bald darauf mehrere Gründe mich zur Rückkehr nach Deutschland bestimmten, so sehen Sie mich jetzt auf der Reise nach Wien, wo ich durch Portraitiren so viel zu erwerben hoffe, um

mein unterbrochenes Studium der Historienmalerei fortsetzen zu können."

Mit großem Interesse waren die Frauen der Erzählung des jungen Mannes gefolgt, und Alma hatte im Stillen überlegt, ob sie ihm ihr früheres Begegnen noch mittheilen oder ganz davon schweigen sollte. Sie entschied sich endlich für das Letztere. Ottomar sprach mit einer gewissen Wehmuth, mit einer Art von Scham von jener Zeit, wo er, seiner Ansicht nach, zu der Unterdrückung seiner Nebenmenschen mit beigetragen hatte, und Alma fürchtete, ihm durch das Bekenntniß, daß sie ihn gerade in diesen Augenblicken gesehen habe, wehe zu thun. Sie ehrte seinen zarten Sinn, sein rein menschliches Gefühl, und versagte sich lieber die Freude, ihm zu sagen, daß er ihr immer bekannt erschienen und daß er ihrer Erinnerung nicht ganz entschwunden sei, als daß sie eine Saite berühren mochte, die einen Mißton hätte geben können.

Es war spät in der Nacht geworden, und man trennte sich mit wechselnden Empfindungen. Ottomar fühlte sich wie von einer schweren Last

befreit. Es war schon immer sein Wunsch gewesen, Alma mit der Geschichte seines Lebens bekannt zu machen, er mochte vor der Frau, die er so innig verehrte, kein Geheimniß haben, und als ein solches drückte ihn das Bewußtsein seiner unehelichen Geburt. Durch die in seinen Kinderjahren deshalb erfahrnen Schmähungen und Kränkungen war ihm eine Scheu, ein Gefühl der Unsicherheit geblieben, welches er auch in spätern Jahren nicht ganz zu überwinden vermochte. „Wird die Gräfin Dir eben so hold, so freundlich gesinnt bleiben, wenn sie den Flecken kennt, der auf Deiner Geburt lastet?“ hatte er sich oft gefragt, aber eben diese Ungewißheit, diese Sorge war es, die ihn trieb, ihr seine Geschichte zu erzählen, wenn gleich er innerlich davor zurückbebte. „Ich muß dieses Weib, das mir ein Engel zu sein scheint, ganz kennen,“ rief er oft in seinen Selbstgesprächen, „muß wissen, ob der so rein scheinende Spiegel ihrer Seele nicht auch durch verborgene Flecken getrübt ist, ob dieser männlich starke Geist nicht seine kleinen weiblichen Schwächen hat. Dies wird sich zeigen, wenn sie mich ganz kennt. Sie

scheint frei von den Vorurtheilen ihres Standes, wird sie auch frei von den Vorurtheilen alter Gewohnheiten und vorgefaßter Meinung sein? Wird sie nicht, wie so Viele, das Unrecht der Eltern auf den Sohn übertragen, und abergläubig an die Fortpflanzung des Leichtsinns dieser auf das Kind ihrer Liebe glauben? als wenn die in rechtmäßiger Ehe erzeugten Kinder nicht ebenfalls die Fehler und Schwächen ihrer Eltern erben könnten!" Fast jeden Morgen ging er mit dem Entschluß, heute die schwere Last von seiner Seele zu wälzen, zu den Frauen, allein ihm selbst unbegreiflich, verzögerte er von Tag zu Tag die Ausführung dieses Vorsatzes. Bald schien ihm die Gräfin nicht aufgelegt zu solchen Mittheilungen, bald fürchtete er Störungen, und endlich sagte er sich: „daß es zudringlich erscheinen müsse, wenn er unaufgefordert von sich und seinen Schicksalen reden wollte." Als nun Gräfiu Linden ihn über seine Jugendjahre befragte, da faßte er sich gewaltsam zusammen, und, um in seinem Entschluß nicht wieder schwankend zu werden, erzählte er rasch und mit einer gewissen Hast die

Begebenheiten seines Lebens, und hob sogar, wie im Trotz gegen das Geschick, den Makel seiner Geburt grell hervor. In banger Erwartung wagte er kaum zu Alma aufzublicken, und wie lindernder Balsam berührten ihre tröstenden, seine Selbstanklagen mildernden Bemerkungen daher seine Seele.

Wie wird sie morgen sein? fragte er sich, als er in sein einsames Zimmer angelangt die Gespräche des Abends überdachte. Wird den Bastard noch dasselbe freundliche gütige Lächeln empfangen? wird sie im Menschen nur das rein Menschliche lieben, oder wird sie befangen von allgemeinen Vorurtheilen stolz und vornehm herab sehen auf das unglückliche Kind gewissenloser Eltern, die ihm als Erbe eine befleckte Geburt hinterließen? Unruhig schritt er im Zimmer umher, und erst als schon lichte Streifen im Osten das dunkle Gewölk durchbrachen, suchte er sein Lager, ohne daß auch da der Schlummer seine glühenden Augenlider gefühlt hätte.

Auch Alma war durch Alles, was sie gehört, vielfach erregt. Zwar hatte Ottomar sich keines

tadelnden Wortes schuldig gemacht, als er von seiner Geburt sprach, ja er hatte sich keine Bemerkung erlaubt, und nur einfach erzählt, oder die Aeußerungen seines Pflegevaters, wo dies unerläßlich war, wiederholt, allein der Ton seiner Stimme, das zuckende Beben seines Mundes, hatten der jungen Frau die Bewegung seiner Seele deutlich verrathen, und ein tiefes Mitleid mit dem Jüngling, der ein unverschuldetes Weh so tief empfand, zog ein in ihr weiches, jedem fremden Leid offenes Herz. Sie nahm sich vor ihm mit doppelter Freundlichkeit und Achtung zu begegnen, und als Ottomar ungewöhnlich spät bei den Damen eintrat, war ihr freundliches Wort das erste, was ihn begrüßte.

Zu dem Wunsch ihrer Mutter, ihr Bild von Ottomar gemalt zu besitzen, hatte sie bis jetzt geschwiegen, heute aber wendete sie sich rasch zu dem etwas zögernd Eintretenden und fragte lebhaft, „wann sie sich zu der ersten Sitzung bereit machen könne?“

In Ottomars Augen ging eine helle Freudensonne auf, und mit dem Blick heißen Dankes

bestimmte er den nächsten Tag, blieb aber, ohngeachtet des Zuredens der alten Gräfin, dabei, daß er erst eine Zeichnung machen und nur, wenn diese seine eignen, sowie die Ansprüche der Damen befriedigen würde, ein größeres Bild in Oelfarben versuchen wollte.

Die Sitzungen begannen, allein die Arbeit schritt nicht mit der dem Künstler sonst gewöhnlichen Schnelle vorwärts. Alma war ihrem Vorsatz gemäß freundlicher, mittheilender, wie je zuvor, und Ottomar ließ oft die Bleifeder ruhen, um ihren Worten zu lauschen und den sanften Klang ihrer Stimme einziehen zu lassen in sein unbewachtes Herz.

In dieser Zeit kam ein Brief von Anselm, der seine nahe Ankunft meldete, der Alma jetzt mit aufrichtiger Freude entgegen sah. Die Landschaft war längst vollendet, und sie hoffte den Freund mit den Fortschritten, die sie gemacht, angenehm zu überraschen und seines Lobes sich erfreuen zu dürfen.

Nicht so rein und wohlthuend waren die Empfindungen, die Ottomars Brust durchströmten

und oft in eine ängstliche Beklemmung übergingen. Wie wird es sein, wenn der Graf hier ist, fragte er sich, wie wird sich unser Verhältniß zu einander gestalten? Zwar war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß Alma keine Liebe für den Vetter empfinde, allein sie achtete ihn hoch, sein Wort galt ihr viel, würde er das trauliche, freundschaftliche Verhältniß zu dem namenlosen Jüngling billigen, oder würde sein aristokratischer Stolz dessen Entfernung verlangen? Die Angst, die ihn bei diesem Gedanken ergriff ließ ihn nicht länger zweifeln, daß es nicht Achtung und Verehrung allein, nein, daß es heiße, begeisterte Liebe war, die er für die Gräfin empfand, und mit peinlicher Unruhe sah er der Ankunft des Gefürchteten entgegen.

Anselm hatte, seiner Gewohnheit gemäß, nur seine nahe Ankunft gemeldet, ohne den Tag zu bestimmen, und so trat er denn einmal plötzlich in's Zimmer, als eben Ottomar die nun bald vollendete Zeichnung vorlegte. Das Bildchen lächelte mit seelenvollem Ausdruck dem Beschauer an, und aus den großen Augen leuchtete eine

solche Milde, daß Anselm bei dem ersten Blick auf dasselbe lebhaft ausrief: „Alma, hier ist ihre Seele auf das Papier gefesselt,“ und Ottomar die Hand reichend freundlich hinzu fügte: „nehmen Sie meinen Dank, junger Mann, Sie gehören zu den wenigen Künstlern, die es verstehen, das tiefste innerste Leben, die heiligsten Empfindungen des Gemüths im Bilde wieder zu geben. Sie schreiben das menschliche Antlitz nicht blos ab, wie der größere Theil Ihrer Kunstgenossen; nicht die einzelnen Züge und Formen sind es, die Sie wiedergeben, es ist der diese Formen belebende Geist, der aus Ihren Bildern spricht, und ihnen dadurch den höchsten Werth verleiht.“

Die Frauen erzählten nun dem Grafen, wie der junge Künstler sich nicht getraut ein größres Bild zu malen, sondern wie er darauf bestanden, erst eine Zeichnung zu machen und von deren Gelingen die Erfüllung ihres Wunsches abhängig gemacht habe.

„Sie fügen zu Ihrem Talent eine seltne, den Künstlern meist unbekannte Eigenschaft, Herr Held,“ sagte Anselm sich wieder zu dem jungen

Mann wendend, „eine große Bescheidenheit, welche ich mich bei ihren Anlagen versucht fühlen möchte zu tadeln, die aber im Ganzen den Künstler wohl kleidet, denn sie beurkundet sein Streben nach dem Höchsten, das stete Fortschreiten auf seiner Bahn, da hingegen Selbstzufriedenheit nur zu leicht einen Stillstand in seinen Bestrebungen veranlaßt. Was aber nun das Bild der Gräfin anbelangt, fügte er lächelnd hinzu, so erkläre ich Ihnen, daß ich Sie so lange, bis es in Oel in Lebensgröße ausgeführt ist, als Gefangnen auf Schloß Aarhorst betrachten werde."

Ottomars Herz klopfte in feurigen Schlägen der Erfüllung seines heißen Wunsches entgegen, und lebhaft sagte er zu, indem er scherzend hinzufügte: „daß man sich eine solche Gefangenschaft wohl gefallen lassen könne, und gewiß jeder ihr gern die goldne Freiheit opfern würde."

Anselm warf einen prüfenden Blick auf den Jüngling, und suchte dann in Almas Antlitz zu lesen, allein die schönen Züge lächelten in der gewohnten Ruhe, und das klare Auge blickte frei umher und schien dem prüfenden Blick des Vetters

nichts zu verbergen zu haben. Sie ist so schön, sagte sich Anselm, daß wohl ein Künstler sich glücklich preisen darf ihr Bild zu malen, selbst wenn auch kein wärmeres Gefühl ihn zu ihr hinzieht. Jedenfalls ist Almas Herz ruhig, das sagt ihr freier klarer Blick, und so ist nichts zu fürchten.

Bald war alles Nöthige angeschafft, und die Sitzungen begannen; aber wenn Ottomar sich auch glücklich schätzte, die schönen Formen, den leuchtenden Blick, den süß lächelnden Mund auf der Leinwand wiedergeben zu können, so vermißte er doch schmerzlich ein Glück, welches ihm bei der kleinen Zeichnung oft zu Theil geworden war, das Glück, die Gräfin allein zu sehen. Graf Anselm war jetzt stets bei den Sitzungen gegenwärtig, und war er ja einen Tag abwesend vom Schlosse, so schien Gräfin Linden sich eine Pflicht daraus zu machen, die Tochter zu unterhalten, wenigstens diente dies zum Vorwand ihres Bleibens, und Ottomar hätte oft vor Ungeduld Pinsel und Palette zur Erde werfen und die ganze Arbeit aufgeben mögen. Wenn er sich aber daran erinnerte, daß ihm dann kein Vorwand zum

längern Verweilen in Aarhorst blieb, so änderte er schnell seinen Entschluß, da es ja schon ein unschätzbares Glück war die Gräfin zu sehen, in ihrer Nähe zu weilen, selbst wenn es auch nur in Gegenwart Andrer sein konnte. Bald fühlte er sich aber durch Anselms edles offnes Wesen, durch seine tiefe Welt- und Menschenkenntniß, sowie durch seine leichte und doch immer belehrende und erregende Unterhaltung angezogen, und er verzieh es ihm, daß er als Almas nächster Verwandter berechtigt war, sie oft zu sehen und in ihrer Nähe zu leben. Sie liebt ihn ja nicht, rief er sich tröstend zu, wenn der Unmuth ihn bewältigen wollte, sie sieht in ihm nur den Verwandten, den Freund, könnte sie sonst so ruhig in seiner Nähe sein, so heiter und unbefangen mit ihm scherzen? Und er, liebt er sie denn? Keines seiner Worte, keiner seiner Blicke verräth ein leidenschaftliches Gefühl, nur Wohlwollen, Achtung, Theilnahme spricht sich in seinem Benehmen aus, Liebe nicht, und so kann sich kein Mensch verstellen; so seine Gefühle zu beherrschen, dazu gehört übermenschliche Kraft und Stärke,

und der Graf bleibt doch immer nur ein schwacher, seinen Leidenschaften unterworfener Sterblicher, wie wir alle es sind.

Ottomar wußte nicht, daß Erziehung und Gewöhnung, sowie das stete Leben in der großen Welt die Kraft verleihen, selbst die heißesten, glühendsten Gefühle tief in der verschwiegenen Brust zu verbergen, und eine äußerliche Ruhe zu behaupten, während ein Vulkan im Innern braust und seine Flammen verzehrend am innersten Leben nagen. Graf Eichhorst liebte Alma mit aller Kraft seiner starken, schönen Seele, er liebte sie mehr als sich selbst, und so stand ihm ihr Glück höher auch als das eigne. Alma war die Gattin eines Andern, sie war Katholikin, das Band ihrer Ehe konnte nicht gelöst werden, und selbst wenn Graf Wartenberg sich hierzu bereit hätte finden lassen, welches Glück konnte für Anselm und Alma dadurch erblühen? Ihre beiderseitige Religion gestattete keine Vereinigung, und so schwieg er denn lieber und trug in stiller Brust seinen Gram, als daß er das Leben der Geliebten getrübt und in ihrem Herzen eine Neigung geweckt hätte, die

nicht zum Glück führen konnte. Wer selbst leidet, der entdeckt schnell das Weh in einer andern Brust, und die Tiefe und Innigkeit des eignen Gefühls läßt uns die gleiche Regung in eines Andern Herzen, wie in einem klaren Spiegel erblicken. So ward auch Anselm die Neigung bald klar, die in der Seele des Jünglings glühte, und er beschloß auch diesen Sturm gefahrlos an Alma vorüber zu führen. Nicht aus kleinlicher Eifersucht bewachte er daher Ottomars Schritte, und verhinderte sein Alleinsein mit der Gräfin, er wollte es ihm nur unmöglich machen sich von seinem Gefühl hinreißen zu lassen, wodurch Almas Ruhe gefährdet werden konnte, oder ihr doch ein Schmerz bereitet würde. Wenn das angefangne Bild vollendet war, riefen die Verhältnisse des Malers ihn ohnedies hinweg aus dieser Gegend, und Alma sah ihn vielleicht niemals, oder doch unter ganz veränderten Verhältnissen wieder, und so war von der Zukunft, wurde nur jetzt eine Erklärung vermieden, nichts zu fürchten.

Aber das Schicksal läßt oft die geschicktesten Berechnungen zu Schanden werden, und täuscht

den klarsten, sichersten Blick. Seine feinen Fäden umstricken uns, wenn wir uns noch frei und willenskräftig wähnen, und mit Erstaunen sehen wir uns plötzlich in einem Netz von Folgen und Wirkungen gefangen, während wir noch kaum die Entstehung ahnen, noch weniger uns ihrem Einfluß zu entziehen vermögen. Ein Zufall, den wir gering achten, schreitet ein in unser Leben und drängt uns mächtig in eine andere Bahn, die einzelne Schneeflocke wird zur Lavine, das Sandkorn der Wüste zu einer vom Sturm emporgetragnen Säule, die in ihrem Sturz die fruchtbaren Felder unsrer Hoffnungen überdeckt und jeden Keim des Lebens erstickt. Mit wehmüthigem Blick sehen wir zurück auf die Verwüstung, und fragen betroffen: wie konnte dies geschehen? und die Erinnrung läßt uns staunend den Anfang dieses Unglücks in einem unbeachteten Sandkorn, in einer einzelnen Schneeflocke erblicken. Nichts im Leben ist der Beachtung unwerth, und je leichtsinniger, je nichtachtender wir über kleine Begebenheiten desselben hingehen, je sicherer erfaßt

uns die Nemesis, und je tiefer schneidet das Weh in unsre verzagende Seele.

Dem scharfen Blick des Grafen entging die durchaus freisinnige Richtung des Jünglings nicht, und durch Alma mit seinen Lebensverhältnissen bekannt gemacht, ahnete er, daß noch andre Beweggründe als der Wunsch, sich in Wien als Portraitmaler zu fixiren, ihn jetzt zurück nach Deutschland zogen. Die nach dem Freiheitskriege mit äußerster Strenge unterdrückten Ideen tauchten immer mächtiger wieder auf, die Jugend aller Länder träumte von einem großen vereinigten Deutschland, das stark und ehrfurchtgebietend nach außen, sich in seinem innerm Verband der freisinnigsten Verfassungen erfreute. Die slavischen Völker suchten mit aller Anstrengung ihre Nationalität wieder zu heben und ihr Geltung zu verschaffen. In Böhmen bildeten sich Lehrstühle für die, wenigstens von den Vornehmen, fast vergessene böhmische Sprache, und die Gelehrten waren eifrig bemüht für die vergessenen oder ganz verschollenen Wörter neue zu bilden, und wer sich sonst geschämt haben würde böhmisch

zu sprechen, der suchte jetzt einen Stolz darin, diese seine Muttersprache auch in den höhern Cirkeln wieder einzuführen. In Ungarn regte sich mächtig ein Streben nach dem alten Magyarenthum, nach größrer Freiheit und Unabhängigkeit, kurz alles deutete auf einen nahen Sturm, dessen Grollen man jetzt zwar noch wie aus weiter Ferne vernahm, dessen unmittelbaren Ausbruch irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß aber schnell veranlassen konnte.

Graf Eichhorst zweifelte nicht daran, daß Ottomar auch zu jenen, für die Größe und Freiheit ihres Vaterlandes begeisterten Jünglingen gehörte, die Blut und Leben daran setzen würden, um das von ihnen geträumte Glück zu erringen, und da er bald ein herzliches Wohlwollen für den jungen Mann empfand, und schon das Interesse, welches Alma ihm schenkte, ihn zu seinem Gunsten stimmte, so nahm er sich vor, ihn aus seinen zu phantastischen Träumen dadurch zu wecken, daß er ihm die Möglichkeit einer vernünftigen in den Grenzen der Gesetzlichkeit sich bewegenden Freiheit zeigte.

Er führte daher das Gespräch oft auf diesen Gegenstand, und bald waren ihm die Hoffnungen und Wünsche des Jünglings kein Geheimniß mehr.

„Es ist gewiß,“ sagte er eines Tages, als Ottomar eben mit glühenden Worten das Glück einer allgemeinen Freiheit, einer allgemeinen Gleichheit gepriesen hatte, „es ist gewiß, daß die Idee der Freiheit göttlichen Ursprungs sein muß, denn sie lebt in jedem jungen unverdorbenen Gemüth. So wie der Jüngling seiner selbst bewußt wird, steht auch ihr schönes Bild in voller Klarheit in seiner Seele, und erst wenn schmerzliche Erfahrungen, wenn Welt- und Menschenkenntniß uns entmuthigt haben, wenn unser Geist gebeugt durch Unglück und herbe Täuschungen keines Aufschwungs mehr fähig ist, erst dann hüllt sich das hehre Bild in dichte Schleier, und wir sehen, daß wir einen schönen Traum geträumt haben.“

„Und warum sollte es nur ein Traum sein?“ rief lebhaft Ottomar, „warum sollten wir der Freiheit nicht wieder theilhaftig werden können, die unsere Vorfahren beglückte und sie zu ehren-

werthen, hochgeachteten Männern machte? Warum sollen die späten Enkel dieser Freien in schimpflichen Fesseln schmachten müssen?"

„Das sollen sie auch nicht," sagte Anselm ruhig, und fügte dann lebhafter hinzu: „Niemand erstrebt so eifrig als ich eine vernünftige Freiheit, allein ich suche nur das Mögliche und lasse mich nicht durch Chimären hinreißen. Die gepriesene Freiheit der alten Deutschen scheint mir zu diesen Chimären zu gehören und ein Hirngespinnst poetischer Gemüther zu sein, was sich als Sage fortpflanzt, und einige junge feurige Köpfe exaltirt, die leicht das glauben, was ihren Wünschen und Ansichten entspricht. Die Geschichte lehrt uns, daß es schon in der deutschen Urzeit nur Herren und Knechte, nur Freie und Sklaven gab. Selbst die freisinnigsten Geschichtschreiber können diese Wahrheit nicht abläugnen. Einen Mittelstand gab es gar nicht und gegen die gepriesene Freiheit dieser Urzeit scheint unsre jetzige von einigen Unzufriednen so arg verschriene Sklaverei ein beneidenswerther Zustand zu sein. Wer von der Freiheit unsrer Vorfahren spricht, der kann

nur den bevorzugten Stand der Freien und Adelinge meinen, und muß das Volk ganz unberücksichtigt lassen, denn das Volk schmachtete damals in hundertmal härtern Fesseln als die sind, von deren Gewicht man ihm jetzt so viel vorspricht. Gleich dem Leben seiner Lastthiere stand das Leben des Leibeignen in der Hand seines Herrn, der ohne Richterspruch und Recht darüber verfügen konnte, denn der Sklave stand außer dem Recht."

„Aber die Städte waren frei, in ihnen blühte Handel und Gewerbe, und unter den Segnungen dieser Freiheit erstanden die Künste aus ihrem langen Schlaf, und ihre Erzeugnisse schmückten Kirchen und Altäre und bildeten und veredelten den Sinn und das Anschauungsvermögen der Massen."

„In den Städten herrschten die Patrizier, und selbst wenn diese zu Zeiten durch einen Ausbruch der Volkswuth verdrängt ihr Regiment in die Hände der Bürger legen mußten, so währte dieser Zustand nicht lange. Immer wußten die Vornehmsten und Reichsten sich Einfluß zu verschaffen, und das Volk war und blieb unterdrückt."

„So wäre denn keine Hoffnung auf die Verbesserung unsrer Zustände?“ sagte trüb der Jüngling.

„Das sage ich nicht,“ erwiderte Anselm, „einst wird vielleicht ein einiges großes Deutschland erstehen, welches sich einer vernünftigen Freiheit, wie sie bei einer so großen Bevölkerung möglich ist, erfreut, doch möchte wohl Keiner von uns diesen Augenblick erleben, denn um ihn schnell herbeizuführen, gilt es, große Opfer zu bringen, und die bringt freiwillig selten ein Mensch. Dem Unbemittelten und Niedrigen scheint es leicht, sich der Macht und des Reichthums für einen solchen Zweck zu entschlagen, hat er aber erst selbst die Süßigkeit des Besitzes und des Einflusses gekostet, so lautet seine Rede ganz anders, und er schreit da über Ungerechtigkeit und Bedrückung, wo er erst nur leichte Pflichterfüllung sah. Das ist ja der Fluch des ganzen Menschengeschlechts, so wie des Einzelnen, daß die Begebenheiten seinen Charakter machen, seine Entschlüsse leiten, statt daß seine männliche Festigkeit den Begebenheiten ihre Richtung geben sollte! Ich habe

Volksmänner gekannt," fuhr er fort, „die, als sie ans Ruder kamen, zu Männern des Rückschritts wurden, so wie starre Aristokraten, die durch Nichtberücksichtigung und Kränkungen zu Republikanern umgewandelt wurden."

„Das ist ein trauriges Bild, was Sie da von den Menschen entwerfen, Herr Graf," sagte der Maler, „und es muß wohl nur in den höhern Regionen so sein, da mir nie etwas Aehnliches vorgekommen ist."

„Es ist in allen Classen der Gesellschaft so," erwiderte ruhig Anselm, „doch kann der, welcher dem schönen, beglückenden Studium der Kunst lebt, nicht die Menschenkenntniß sammeln, die sich dem Weltmann oder dem höhern Beamten oft wider seinen Willen aufdrängt. Vor der Seele des Künstlers muß das Ideal schweben, soll er wirklich Künstler sein, nach dem Höchsten, nach dem Schönsten muß er streben, und so ist es ihm vergönnt, ja sogar nöthig, selbst die Begebenheiten des Alltagslebens durch den Schleier der Phantasie und der Begeisterung zu betrachten, in schönen Träumen zu schwelgen

und die Zukunft im Rosenlicht zu sehen. Die nüchterne Wirklichkeit, die dunkle Zukunft würde ihn entmuthigen, seiner Seele den Schwung, seiner Phantasie die Flügel nehmen. Die gedrückte Stimmung seines Gemüths würde sich unfehlbar in seinen Productionen aussprechen und ihnen den größten Reiz, den Abglanz des poetischen Schwungs rauben. Darum, mein junger Freund, leben Sie Ihren schönen Hoffnungen, Ihren Traumgebilden, und lassen Sie die innere Begeisterung widerstrahlen in Ihren Werken! Wir aber, wir nüchternen Weltmenschen, wir dürfen uns keinen Illusionen hingeben, wir müssen klar sehen, um nöthigenfalls den Begebenheiten die Stirn bieten zu können!"

„Ich hoffe, dies nicht minder zu thun," erwiderte rasch Ottomar, „ich hoffe meinen schönen Träumen, wie Sie, Herr Graf, meine Hoffnungen und Wünsche nennen, einst Blut und Leben zu weihen!"

„Ich glaube es," sagte der Graf, indem er ernst Gräfin Wartenberg betrachtete, deren Auge

mit dem Ausdruck der Angst und Theilnahme auf dem jungen Mann ruhte.

Das Bild war seiner Vollendung nah; freundlich lächelten die fast noch jungfräulichen Züge von der Staffelei nieder, die seelenvollen Augen blickten so lieb, so innig den Beschauer an, und der kleine rothe Mund schien Worte der Liebe zu flüstern. Gräfin Linden war entzückt und konnte nicht genug Worte des Dankes finden, und auch Graf Anselm zollte dem jungen Künstler verdientes Lob. Aber Ottomarn klangen all diese Lobpreisungen wie Grabgesänge, denn sie trugen ja seine glücklichen Stunden zu Grabe. So bald die Arbeit vollendet war, mußte er aufbrechen, das fühlte er, denn ihm blieb dann kein Grund zum Bleiben. Oft schon hatte früher der Entschluß in ihm festgestanden, Aarhorst zu verlassen, doch ließ Almas Anblick ihn denselben stets vergessen und selbst die Mahnungen seiner Freunde, doch seinen Zweck nicht so ganz aus den Augen zu verlieren, vermochten nicht, ihn zur Abreise zu bestimmen. Jetzt war es anders, Anselms klarem Blick konnte, das fühlte er, seine Leidenschaft nicht

lange verborgen bleiben, und da der Graf oft erwähnte, daß er sich freue, ihm gute Empfehlungen nach Wien mitgeben zu können, so schien ihm dies ein Fingerzeig, seine Abreise nicht länger zu verschieben. Mit Angst sah er daher seine Arbeit sich ihrem Ende nahen, er zürnte mit sich selbst, daß er, von der Freude an seinem Werke hingerissen, im Anfang mit solchem Eifer gearbeitet hatte, jetzt hätte er jeden Pinselstrich zurückhalten mögen und fand immer noch etwas zu retouchiren, was ihn nöthigte, noch um einige Sitzungen zu bitten. Allein mochte er sein Werk noch so langsam fördern, endlich mußte er es doch für vollendet erklären, und so ergriff er denn mit Hast die Gelegenheit, wo die alte Gräfin sich einen Augenblick entfernt hatte, um Alma zu fragen: ob ihm nicht die Hoffnung bliebe, sie in Wien wieder zu sehen.

„Ich werde nur, wenn ich dazu gezwungen bin, die Kaiserstadt wieder besuchen," erwiderte trüb die junge Frau, „und ein solcher Zwang kann nicht eintreten, da mein Vetter alle meine Geschäfte besorgt."

„Und sehnen Sie sich bei Ihrer Jugend nicht nach den Freuden der Welt? Wird die tiefe Einsamkeit der Wintermonate im Schloß Aarhorst Ihnen nicht drückend?"

„Ich habe die sogenannten Freuden der großen Welt gekostet, und sie haben mir tiefes Weh gebracht. Die Einsamkeit im Schloß Aarhorst hat die Wunden geheilt, die das geräuschvolle Leben mir schlug. Und wie könnte diese Einsamkeit mir je drückend sein," fuhr die Gräfin lebhaft fort, „ich theile sie mit meiner geliebten Mutter, und auch mein Vetter scheut die im Winter oft unwegsamen Gebirgspässe nicht und erfreut die einsamen Frauen durch seine Gegenwart. Sie haben seit mehreren Wochen gesehen, wie wir leben, und wenn auch die strenge Jahreszeit die längeren Ausflüge ins Freie verhindert, so verschwinden die Stunden deshalb nicht minder schnell. Der Tag ist geregelten Beschäftigungen gewidmet, und wenn am Abend der Schein der Lampe uns um den Theetisch versammelt, dann verkürzen Lectüre oder trauliche Gespräche die Zeit, und oft kommt die Mitternacht rehan, bevor

der kleine Kreis sich trennt, da Einer oder der Andere noch immer etwas mitzutheilen findet, welches er nicht aufschieben zu können glaubt. Auch sind wir nicht so ganz von der Welt abgeschieden, als Sie denken, denn wenn auch der Winter die Verbindung erschwert, so scheuen doch Freunde und Nachbarn die geringe Beschwerde nicht, und selbst wir Frauen machen oft kleine Ausflüge, um den freundlichen Anforderungen unsrer Bekannten zu genügen."

„Aber die Genüsse der Kunst, Musik, Theater, vermissen Sie auch die nicht? Sehnt sich Ihre Seele nicht nach dem Anblick der Meisterwerke großer Künstler?"

„Wohl würde es mein Lebensglück erhöhen, wenn es mir gestattet wäre, diesen Genuß mit den einfachen Beschäftigungen meines Lebens zu verbinden, allein da mir für den Augenblick der unmittelbare Genuß verwehrt ist, so suche ich mich wenigstens darauf vorzubereiten, wodurch mir dann später vielleicht der Vortheil wird, doppelt zu genießen, und mit mehr Nutzen und Freude zu sehen, als wenn ich so ganz unvor-

bereitet in den Bereich dieser Schätze geführt würde. Mir scheint es, als müßte der Anblick so vieles Herrlichen und Schönen zu überwältigend auf das Gemüth eindringen, als müsse die Ueberfülle des Genusses die Fähigkeit dazu nehmen. Durch das Urtheil Andrer läutern und ordnen sich unsre Ansichten und Begriffe, ohne deshalb das eigne Urtheil zu bestimmen, und wenn dann das so vorbereitete Auge das Meisterwerk erblickt, so ist es fähig, es rascher in allen seinen Einzelheiten zu übersehen, und dem Gemüthe zugänglich zu machen. Man wird nicht mehr von dem Totaleindruck überrascht und geblendet, sondern erkennt die Schönheit jedes einzelnen Theils desselben, und genießt das Ganze, wie man wohl ein schönes Gedicht oder einen vorzüglichen Roman beim zweiten Lesen genießt, wo man, nicht mehr vom Interesse an der Geschichte getrieben, die Schönheit der Sprache, den tiefen Sinn der Reflexionen weit mehr beachtet, viel tiefer davon ergriffen wird, als beim ersten flüchtigen Ueberblick, bei welchem man gewöhnlich nur eilt, die Lösung des Knotens, den Schluß des

Ganzen zu erfahren. Ich lese viel über Kunst, vergleiche die Urtheile der Meister mit denen der Touristen und Dilettanten, und so gewährt die herrliche Kunst mir auch in meiner Einsamkeit manchen Genuß!“

Ottomar betrachtete mit flammenden Blicken die junge Frau. „O, Madonna!“ rief er aus, „welches Glück, welche Seligkeit müßte es sein, an Ihrer Seite die Kunstschätze Italiens zu sehen, seine blühenden Gefilde zu durchwandeln! Welche Wonne, in Ihrer schönen Seele alle diese Wunder sich widerspiegeln, sich gleichsam noch veredeln zu sehen! Welch ein beneidenswerthes Loos, Ihr Führer zu sein durch die Säle des Vaticans, durch die Uffizien in Florenz!“

Alma lächelte. „Wer weiß, ob ich diese Säle jemals erblicke, und ob dann nicht meine Führer ganz andrer Meinung sein werden, denn sie werden bei mir jedenfalls den gemachten Enthusiasmus, sowie jedes heraufgeschraubte Gefühl vermissen.“

Die Ruhe, mit welcher die Gräfin seine leidenschaftlichen Ausrufungen aufnahm, gab dem

jungen Mann schnell die gewohnte Fassung wieder, und als bald darauf die alte Gräfin und Anselm hereintraten, stand er auf, legte Pinsel und Palette zur Seite, und erklärte, wenn gleich mit einem unterdrückten Seufzer, sein Werk als vollendet. „Sie haben mir, Herr Graf," fuhr er, zu Anselm gewendet, fort, „Empfehlungsbriefe für Wien versprochen, und ich wage es, Sie jetzt an dies Versprechen zu erinnern. Schon zu lange habe ich hier verweilt, die Briefe meiner Freunde mahnen mich dringend, dem Ziel meiner Reise zuzueilen, und ich fühle, daß ich ihren Anforderungen Folge leisten muß."

Der Graf war im Anschauen des Bildes versunken. „Wir sind Ihnen Dank, unendlichen Dank schuldig," rief er zuletzt lebhaft, „und es ist nur Pflicht von meiner Seite, Alles für Sie zu thun! Ich werde daher," fuhr er bedeutsam fort, „Ihre Künstlerlaufbahn in Wien zu ebnen suchen, so viel in meinen Kräften steht, und ich wünsche aufrichtig, sie Ihnen so anziehend machen zu können, daß Ihr Fuß sie nie verlassen möge!"

Ottomar verneigte sich dankend, ohne jedoch mit einem Wort anzudeuten, daß der tiefere Sinn der Rede ihm nicht entgangen sei.

Am andern Morgen schied er mit schwerem Herzen von dem ihm so lieb gewordenen Aufenthalt, von dem Bilde seiner Träume, und noch oft wendete er den umflorten Blick zurück nach dem Schlosse, welches in seinen Mauern sein schönes Ideal, die Blume seiner Sehnsucht, das Gnadenbild seiner gläubigen Hoffnung verbarg.

Arabische Wohlgerüche durchdufteten die hell erleuchteten Säle in der Wohnung der Frau von Hartenstein. Die gefeierte Dichterin war nach langen Reisen nach Wien zurückgekehrt, und versammelte zum ersten Mal die schöne Welt der Residenz wieder um sich. Man hatte sich gedrängt, um eine Einladung zu erhalten, denn die lange Entfernung, verbunden mit den fabelhaften Erzählungen von den Fährlichkeiten und besondern Begegnissen, welche die schöne Frau während der Reise erlebt, hatten ihr in den Augen der

blasirten großen Welt einen neuen Reiz geliehen. Die Räume der großen Wohnung waren mit eleganten Herren und Damen angefüllt, und Alles wogte bunt durcheinander. Jeder war bemüht, sich in das gehörige Licht zu stellen, und wo die stiefmütterliche Natur die äußern Reize versagt hatte, da zeigte ein kostbarer Schmuck oder reiche Kleider und prächtige Spitzen und Blonden, daß Pluto besser gesorgt habe. Wo Alles dieses fehlte, da mußten Witzesfunken den äußern Glanz ersetzen, und man war geistreich selbst auf Kosten des Herzens, denn so weit geht oft die Eitelkeit der Menschen, daß sie lieber gehaßt und gefürchtet sein wollen, als ganz unbeachtet bleiben. Mitten in diesem Gewühl der sich drängenden Gäste lehnte ein stiller Beschauer in einer Fensternische, und ließ die verschiedenen Gestalten scheinbar unbeachtet an sich vorübergleiten. Nur zuweilen umspielte ein Lächeln den frischen Mund, wenn eine oder die andere nichtssagende Phrase sein Ohr berührte, oder in seinen dunkelblauen Augen blitzte es auf wie Zorn, wenn ein oder der andere besternte und mit Ordensbändern aller

Art geschmückte Herr mit nachlässigem Kopfneigen den ehrfurchtsvollen Gruß eines Beamten oder eines im einfachen bürgerlichen Anzug erscheinenden Gastes erwiderte.

Frau von Hartenstein hatte mit erfinderischem Scharfsinn für die Unterhaltung ihrer Gäste gesorgt, wobei sie heute, da Wartenberg auf einige Tage verreist war, Baron Helmbold allein unterstützte. Mehrere ausgezeichnete Musiker hatten sich bereits hören lassen, eine beliebte Schauspielerin hatte mit ungeheurem Applaus eins von Aureliens neuesten Gedichten gesprochen, und man fing schon an, nachdem man auch hier den Zoll der Bewunderung abgetragen hatte, sich unbemerkt zurückzuziehen. Da rief plötzlich Aurelie zu Helmbold gewendet: „Aber, Baron, Sie wollten mir ja heute einen Maler vorstellen, der erst kürzlich aus Italien hier angelangt ist. Sie versprachen mir, er würde uns ein interessantes Album zeigen, wo ist er denn?"

„Herr Held erwartet Ihre Befehle, gnädige Frau," erwiderte der Baron, und sich rasch zu dem hinter dem Vorhang halb versteckten jungen

Mann wendend rief er laut: „Herr Held, die Frau Baronin wünscht Ihr Album zu sehen!“

Nach den Kunstgenüssen, woran dieser Abend so reich war, erwiderte Ottomar, „denn er war es, den der Baron bei der gefeierten Dichterin eingeführt hatte, würde das Wenige, was ich zu bieten habe, kein Interesse mehr erwecken können, und ich bitte daher ein andres Mal Ihrem Befehl nachkommen zu dürfen.“

Aurelie schien von dem Wohlklang dieser jugendlichen Stimme überrascht, sie wandte sich schnell um, und ihr Auge suchte den Jüngling, der noch immer in der Fensternische verborgen stand.

„Sie sind wahrlich zu bescheiden, mein junger Freund,“ rief der Baron, indem er den Widerstrebenden aus seinem Versteck hervorzog. „Meine Herren und Damen,“ fügte er lachend hinzu, „ich stelle Ihnen hier in Herrn Ottomar Held einen jungen Künstler vor, der den Fehler zu großer Bescheidenheit und zu wenigen Selbstvertrauens besitzt. Wenn Sie sein Album gesehen haben, werden Sie von der Wahrheit meiner Aussage überzeugt sein!“ Er führte mit diesen

Worten Ottomar zu Aurelien, die sichtbar betroffen den jungen Mann betrachtete und kaum vermögend war ihm einige freundliche Worte zu sagen.

Der Baron hatte indessen zwei große Mappen herbei bringen lassen, und das Besichtigen der Bilder begann; aber sei es, daß die späte Stunde oder die vorhergegangenen Kunstleistungen das Interesse der Gesellschaft abgestumpft hatten, oder fehlte es an wirklichem Kunstsinn, genug die Blätter machten nicht die gehoffte Wirkung. Selbst Aurelie, die bei ähnlichen Gelegenheiten sonst nie verfehlte ihren Enthusiasmus für die Kunst und ihre Kenntnisse derselben geltend zu machen, war diesmal sichtlich zerstreut und schenkte den werthvollen Zeichnungen, den genial aufgefaßten Skizzen nur eine getheilte Aufmerksamkeit, und mißmuthig nahm der Künstler rasch ein Blatt nach dem andern von der aufgestellten Staffelei und verbarg es schnell in seinen Mappen. Schon war fast die ganze Sammlung durchblättert, da rief plötzlich Aurelie, wie aus einem Traum erwacht: „mein Gott, ich kenne Sie ja, Herr Held,

ich muß Sie früher in Ungarn gesehen haben!" Eine dunkle Wolke flog über des Jünglings Gesicht und mit sichtlichem Widerstreben erwiderte er: „es ist wahr, ich war in Ungarn, doch nur sehr kurze Zeit, und ich kann mich nicht erinnern jemals so glücklich gewesen zu sein der Frau Baronin zu begegnen."

Aurelie hatte während dieser Worte Zeit gehabt, sich zu fassen, sie schien ihren raschen Ausruf zu bereuen, und sagte anscheinend gleichgültig: „da muß ich mich wohl irren, oder eine Aehnlichkeit hat mich getäuscht, fahren wir fort die Bilder zu besehen!" Aber trotz dieser Aufforderung wollte es ihr nicht gelingen, ihre Aufmerksamkeit auf die Werke des Künstlers zu richten, sie blieb zerstreut, und der Baron litt sichtlich durch die Nichtbeachtung, die sein Schützling erfuhr.

„Aber Herr Held," rief er plötzlich, „Sie haben ja einen Schatz von Portraits von berühmten, oder durch Schönheit interessanten Personen, wollen Sie uns die nicht zeigen?" Dies wird vielleicht Interesse einflößen, und die Statüen

beleben, sagte er sich, und wirklich riefen auch Alle lebhaft: „ach ja, zeigen Sie uns die Portraits!“

Ottomar holte eine kleinere Mappe herbei, und Alle drängten sich neugierig um den Tisch.

„Ach, wie ähnlich!“ rief man bei bekannten Personen, „wie gut aufgefaßt!“ freilich etwas idealisirt, bemerkten einige Damen bei weiblichen Portraits, allein dies schien in ihren Augen kein Fehler zu sein, denn mehrere von ihnen sprachen sogleich den Wunsch aus, ihr eignes Bild von dem jungen Künstler gemalt zu haben.

„Mein Gott, welch ein reizendes Gesicht!“ rief plötzlich eine junge Dame, die von den Andern unbemerkt in der zur Seite gelegten Mappe geblättert hatte, „das ist wohl ein Phantasiebild, denn in der Natur kann es unmöglich ein so regelmäßig schönes Gesicht geben!“

Eine dunkle Gluth flog über des Künstlers Gesicht, und eifrig wehrte er der jungen Dame, die eben das Bild der übrigen Gesellschaft vorlegen wollte. „Es ist nur eine Skizze nach einem größern Portrait, die ich unmöglich den Blicken

so vieler Kunstrichter vorlegen kann," rief er lebhaft, indem er das Bild in eine Seitentasche der Mappe steckte.

„Also doch ein Portrait! o, zeigen Sie doch!"

„Es ist mir wirklich unmöglich!" entschuldigte sich Ottomar.

„So sagen Sie wenigstens wer es ist," rief man, und drang mit solchem Ungestüm in den verwirrten jungen Mann, daß er endlich mit sichtlichem Widerstreben erwiderte, „es ist eine Gräfin von Wartenberg, die in tiefer Zurückgezogenheit auf ihrem Schlosse in Tyrol lebt!"

„Gräfin Wartenberg?" fragte nachdenklich Aurelie, und fügte nach einigem Besinnen dann rasch hinzu: „ich begreife, daß Sie eine Skizze nicht gern den Blicken so vieler Beschauer preisgeben mögen, jedoch einigen wenigen Personen, oder mir allein, werden Sie die Freude nicht versagen das reizende Bild zu sehen, und ich bitte Sie daher mir morgen in den Frühstunden Ihren Besuch zu gönnen und das Portrait der Gräfin mitzubringen!"

„Sie dürfen nicht nein sagen!" flüsterte der

Baron dem Künstler zu. „Läßt Aurelie sich von Ihnen malen, so ist Ihr Ruf gegründet, und sie thut es gewiß, wenn Sie ihr hierin gefällig sind."

Ein Zug des Schmerzes zuckte über das Gesicht des Künstlers, und seine Stimme bebte, als er sich gegen die Baronin verneigend erwiderte: „ich werde Ihrem Befehl Folge leisten, gnädige Frau!"

„O, unglückliches Loos des Künstlers!" rief er in der Einsamkeit seines Zimmers, „das ihn zwingt sich den Launen und Eigenheiten der Reichen und Vornehmen zu fügen! dreimal unglückliche Armuth, die die Fittige des Genius bindet und ihn zum unterwürfigen Sklaven aufgeblasener Menschen macht, die oft kein andres Verdienst haben, als daß sie auf gefüllten Geldsäcken sitzen, oder zum Spielwerk koketter Frauen, die ihren Salon mit ihm aufputzen, und die Werke seiner Kunst zum Zeitvertreib ihrer blasirten Gesellschaft machen! Welcher Lohn, welche Befriedigung ist mir dadurch geworden, daß ich die werthvollen Blätter den Blicken dieser an Geist und Körper abgestumpften Wesen preis gab?

Welcher Gleichgültigkeit bin ich begegnet, welche aberwitzige Urtheile habe ich hören müssen!"

„Aber still, Ottomar," rief er mit bitterm Lachen, „wohl ist Dir ein Lohn geworden, man hat drei Portraits bestellt, und Du wirst nun wieder eine Zeitlang Brod haben! Aber wie schwer wird es verdient dieses Brod," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „der Historien-, der Genremaler müssen zwar ihre Werke auch der Kritik der Unberufenen Preis geben, allein ihnen bleibt die Freude am Schaffen. In dem stillen Atelier ganz den Eingebungen seiner begeisterten Phantasie überlassen, sieht der Historienmaler die Bilder derselben unter seiner kunstfertigen Hand entstehen, nichts stört den Genuß dieser einsamen Stunden, ungehindert kann er mit dem Genius verkehren, kann seinen Eingebungen lauschen, und sich an ihrer Verwirklichung erfreuen. Erst wenn er sein Bild öffentlich ausstellt, fühlt er die Dornen, die den Portraitmaler schon vom Beginn seiner Arbeit an wundritzen. Diesem bleibt keine Freude des Schaffens, nicht einmal die Befriedigung das Werk des Schöpfers getreu wiedergeben zu können,

denn hier soll er Runzeln glatt malen, dort matten Augen ein nicht vorhandenes Feuer geben. Vettern und Basen umstehen seine Staffelei, und der Eine ruft: die Augen müssen größer sein, sonst ist das Bild nicht ähnlich, während der Andere die fehlende Aehnlichkeit in den Mundwinkeln oder in den Nasenflügeln sucht. Das wirklich ähnliche, der Natur treu abgeschriebene Bild wird nie ähnlich gefunden, denn niemand will sich oder die Seinigen sehen wie sie wirklich sind. Der Maler soll schmeicheln, soll idealisiren, und erst wenn er ein hübsches Phantasiebild geschaffen hat, ist man zufrieden!"

Er nahm Almas Bild aus der Mappe und betrachtete es tief bewegt. „Und um mir diese Qual zu bereiten, soll ich Dich, meine Heilige, Dich, Du reines Engelsgebilde den Blicken profaner Menschen preis geben? Soll Deine reine Schönheit würdigen lassen von einer Frau, die von Eitelkeit getrieben in allen Künsten der Koketterie erfahren, von allen Geboten des Herrn nur dasjenige zu kennen scheint, was da lautet: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir!"

Wird sie Dir Gerechtigkeit widerfahren lassen, Du liebliche Blume? Wird nicht Neid und Groll auch an dem Vollkommenen Fehler entdecken? O, Alma mia, vergib, daß ich eingewilligt habe, vergib, daß die Sorge um zeitliches Wohlergehen mich zu solchen Nachgiebigkeiten zwingt. Einst wird die Zeit kommen, und vielleicht ist sie nicht mehr fern, wo auch der Niedriggeborne dem stolzen Aristokraten gleichstehen, wo der Mensch durch das, was er ist, nicht durch seinen Namen zur Geltung gelangen wird. Dann Alma," rief er, indem er sich hoch und stolz aufrichtete, „dann kann auch der arme Maler der stolzen Gräfin sagen, daß er sie liebt! er darf dann nicht mehr zurückschrecken vor einem hohen Namen, denn er ist ihr ebenbürtig durch Geist und durch Talent! Aber es war ja nicht Dein Name, Dein Rang und Reichthum, Du Holde," fuhr er sanfter fort, „was dem kühnen Jüngling unverbrüchliches Schweigen auferlegte, die Reinheit Deiner Seele, Deine fleckenlose Tugend war es, die die glühenden Wünsche zurückdrängte in die Tiefe der verschwiegenen Brust. Nicht Deine Ruhe durfte ich

trüben, Alma mia, den Frieden Deiner Seele nicht stören, denn wer würde wohl die frevelnde Hand an das Allerheiligste legen!“

Am andern Morgen saß Aurelie in reizender Morgentoilette in ihrem Kabinet und erwartete die Ankunft des jungen Künstlers. Wenn gleich die interessante Frau bereits das vierzigste Jahr zurückgelegt hatte, so war sie doch immer noch schön, und wer sie am Abend in gewählter Toilette sah, würde ihr kaum dreißig gegeben haben. Das schöne schwarze Haar lag noch unvermischt in glänzenden Flechten über ihre hohe weiße Stirn, und das leuchtende braune Auge hatte noch den so wunderbar anziehenden Blick nicht verloren. Bei der hellen Tagesbeleuchtung sah man zwar, daß die Rosen der Jugend verschwunden waren, doch wußte die kluge Frau das zu grelle Licht geschickt durch rosenfarbige Vorhänge zu mildern, die halb das Fenster verdeckend ihren rosigen Schein auf alle Gegenstände warfen, und auch die Wangen der schönen Frau rötheten, während sie ein sanftes Dämmerlicht in dem

Gemach verbreiteten. Hinter diesen rosigen Vorhängen in der Fensterbrüstung saß nachlässig in Zeitungen blätternd ein den Jahren nach noch junger Mann, auf dessen blassem Gesicht aber Ausschweifungen aller Art ihren vernichtenden Stempel gedrückt zu haben schienen. Das Auge war erloschen und von breiten dunklen Rändern umgeben, die Mundwinkel hingen schlaff herab, während die gefurchte von spärlichen Locken umgebene Stirn und die hohlen farblosen Wangen deutlich das Schuldbekenntniß des früh Gealterten aussprachen. Es war Graf Wartenberg, der von seiner Reise am späten Abend zurückgekehrt, heute der Freundin seinen Morgenbesuch machte.

Das eigentliche Verhältniß des Grafen zu der gefeierten Frau hatte längst aufgehört. Der ungestörte Besitz ließ schnell die Liebe erkalten, und Mißhelligkeiten und Reibungen traten ein, denen zu Folge man sich mehrere Male von einander trennte. Aber Gewohnheit und ein zufälliges Begegnen führte die so lange verbunden gewesenen immer wieder zusammen, und so kam man denn endlich dahin überein, in einem freund-

schaftlichem Verhältniß zu einander zu bleiben, und sich gegenseitig zu ertragen, ohne sich deshalb bleibende Fesseln anzulegen.

Um dem gerechten Tadel der Welt zu entgehen, hatte Aurelie im Anfang ihrer Verbindung mit dem Grafen die Vorsicht gebraucht, sich auf ihren Reisen nur wie zufällig mit ihm an einem oder dem andern Ort zu treffen, wo denn ein längeres Verweilen die gewohnte Vertraulichkeit gestattete, ohne gerade ein öffentliches Aergerniß zu geben, und den Menschen die Möglichkeit ließ, über das ganze Verhältniß hinweg zu sehen. Später wurde dies Begegnen wirklich nur zufällig, allein da die Baronin das Uebergewicht und die Herrschsucht Helmbolds fürchtete, wovon er so unvorsichtig gewesen war ihr einige Proben zu geben, so war der gefügige Graf, der sich stets ihrem Willen unterwarf, ihr zu manchen kleinen Dienstleistungen angenehmer, als der oft schroffe, ihrem Willen widerstrebende Freund, und sie duldete daher wie sonst seine Gegenwart.

In der Gesellschaft, wo man gewöhnlich nichts weiter verlangt, als daß der äußere Schein des

Unrechts nothdürftig vermieden werde, gab man sich das Ansehen an ein näheres Verhältniß der berühmten Frau mit dem blasirten Grafen nicht zu glauben, ja man lobte sogar ihre Gutmüthigkeit, die sie vermochte, diesen an Geist und Körper stumpfen Menschen so oft in ihrer Nähe zu dulden, was den so seltenen Verein von scharfen Verstand und großer Güte des Herzens beurkunde, und da hier in Wien Baron Helmbold die schöne Frau vorzugsweise in ihren geselligen Pflichten unterstützte, so konnte man um so eher ihr ehemaliges Verhältniß zum Grafen unberücksichtigt lassen.

Auch heute war Helmbold zur Berathung wegen Stellung und Wahl der Kleidung berufen worden, denn die schöne Frau hatte beschlossen die Gallerie ihrer eignen, in allen Lebensaltern gemalten Bilder, noch um eines zu vermehren.

„Ihr Schützling ist nicht pünktlich, Baron,“ rief sie dem im Zimmer ungeduldig auf und niederschreitenden Helmbold zu, indem sie einen Band Gedichte, worin sie geblättert hatte, in die Ecke des Sophas warf. „Ich habe meine Thür

allem Besuch verschließen lassen, und nun läßt der junge Herr uns warten!“

„Er ist schon vielfach beschäftigt, auch haben Sie ihm ja keine Stunde bestimmt, und der Morgen ist lang,“ erwiderte der Baron. „Ueberhaupt ist Ottomar Held keiner von den Menschen, die sich willig den Launen schöner Frauen fügen, und sich leicht beherrschen lassen,“ fuhr er lächelnd fort, „sein stolzer Sinn verschmäht jede Fessel und willig würde er jede Noth, jede Entbehrung ertragen, ehe er sich dem Willen Andrer beugte!“

„Das ist männlich,“ rief Aurelie, „ich liebe am Mann die Festigkeit und den unbeugsamen Willen!“

„Aber Sie sehen dessen ungeachtet doch gern dienstwillige Sklaven um sich,“ spöttelte der Baron, indem sein Blick den Grafen streifte, „und fürchten die Festigkeit, die Sie zu lieben vorgeben.“

„Ich glaube es besteht ein Unterschied zwischen Festigkeit und Herrschsucht,“ erwiderte gereizt Aurelie.

Der Baron schien etwas entgegnen zu wollen, denn ein bitterer Zug schwebte um seine Lippen,

aber in diesem Augenblick meldete der Diener Herrn Ottomar Held, und das Gespräch ward unterbrochen.

Der Graf hatte an der Unterredung keinen Theil genommen, und auch bei Ottomars Eintritt grüßte er nur mit einem unmerklichen Kopfneigen, ohne sonst seine bequeme Stellung zu verändern, und fuhr fort zu lesen.

Frau von Hartenstein sprach gegen den jungen Künstler den Wunsch aus, ihr Bild von ihm gemalt zu haben, und Ottomar verneigte sich mit sichtlicher Freude. Der Anblick der schönen Frau that seinem Künstlerauge wohl, und er freute sich, nachdem er so viele nichtssagende Gesichter hatte malen müssen, endlich einen ausdrucksvollen Kopf wiedergeben zu können.

Die Baronin legte sich seine freudige Bewegung aber anders aus, und ihr lächelnd zu dem Baron gewendeter Blick schien zu sagen: „er wird nicht allen Fesseln widerstreben.“

„Welche Stellung, welches Costüm würden Sie wählen?“ fragte sie dann mit lieblicher Freundlichkeit zu dem Künstler gewendet.

„Das einfachste," erwiderte Ottomar rasch, „die Schönheit bedarf nicht des äußern Schmucks, und was die Stellung anbetrifft, so ist die schlichteste, naturgetreuste gewiß immer die vortheilhafteste. Nichts schadet meiner Ansicht nach der Aehnlichkeit eines Bildes so sehr als eine gesuchte, eine Stimmung der Seele ausdrückende Stellung. Mag man den Schauspieler und Sänger in irgend einer seiner besten Rollen darstellen, und ihn so in den Bilderladen der Schaulust des Publikums preisgeben, dadurch beeinträchtigt man den Menschen nicht. Das Publikum hat ihn als Romeo oder Macbeth, als Don Juan oder Othello gesehen, kennt ihn vielleicht kaum anders, es kauft mit seinem Bilde zugleich das Bild dieser seiner Bühnenhelden, sowie die Erinnerung eines genußreichen Abends. Anders ist es mit dem Privatmann, mit den zarten Frauen, jedes Fremde, ihnen Angedichtete kann der Natur und der persönlichen Liebenswürdigkeit nur Abbruch thun. Hinge es von mir ab, ich würde jede Matrone in ihrem Nachthäubchen, jede schöne Frau in ihrer Morgentoilette malen."

„Das ist ein sonderbarer Einfall, dem sich wenig Frauen unterwerfen würden," sagte die Baronin.

„Ich würde diesen Vorschlag freilich auch nicht vielen machen können," erwiderte der Maler, „aber wenn Sie, gnädige Frau, mir erlaubten, Sie so auf Ihrem Divan umflossen von Rosenschimmer zu malen, so darf ich versprechen ein schönes, ein reizendes Bild zu liefern."

„Ich will es mir überlegen," sagte Frau von Hartenstein gütig, „denn ich erfülle gern Ihren Wunsch. Aber lassen Sie uns über mein Bild nicht ein andres vergessen, welches Sie mir zu zeigen versprachen, ich hoffe, Sie haben Wort gehalten!"

„Ich habe nicht gewagt, Ihrem Befehl ungehorsam zu sein, gnädige Frau," erwiderte Ottomar verbindlich, „wenn gleich dieser Gehorsam mir Ueberwindung kostet, denn kein Künstler legt gern der Kennerin eine flüchtig entworfene Skizze vor."

Während dieser Worte holte er eine kleine Mappe herbei, welche er bei seinem Eintritt auf einen Sessel gelegt hatte, und Aurelie rief lebhaft

zu Graf Wartenberg gewendet: „kommen Sie Graf, ich habe Ihnen eine Ueberraschung bereitet, Sie sollen das Bild Ihrer Frau sehen!“

„Das Bild meiner Frau?“ sagte der Graf mit gleichgültigen Lächeln, „das Gesicht kenne ich ja.“

„In sechs Jahren verändern wir Frauen uns oft sehr, drängte Aurelie, zumal die Blonden,“ fügte sie, mit einem unmerklichen Blick in den großen ihr gegenüber hängenden Spiegel, hinzu.

Der Maler war bei diesem Zwiegespräch wie von Schreck gelähmt stehen geblieben, sein großes, feuriges Auge suchte ängstlich den Grafen, den er bisher noch nicht bemerkt hatte, und dessen matte, klanglose Stimme ihm widerlich auffiel, und als nun dieser sich erhob und die schlaffen Glieder dehnend langsam dem Tisch zuschritt, da überflog ein Zug von Unwillen und Abscheu des Jünglings Gesicht, und die Mappe krampfhaft in der Hand zusammenpressend blieb er ruhig stehen und machte keine Anstalt das Bild zu zeigen.

„Nun Herr Held,“ rief ungeduldig Aurelie,

„wird das schöne Geheimniß uns nicht bald entschleiert werden?"

„Ich glaubte nur Sie und den Herrn Baron hier zu treffen, gnädige Frau," erwiderte gedehnt Ottomar, „nur Ihnen beiden wollte ich das Bild zeigen!"

„Sie werden doch dem eignen Gatten der Gräfin nicht die Freude entziehen wollen, das Bild seiner Frau zu sehen?" spöttelte die Baronin.

„Der Herr Graf sprach es ja eben aus, daß er dies Gesicht schon kenne!" rief der Maler. „Doch," fügte er hinzu, indem ein Ausdruck von Bitterkeit und Schadenfreude auf einen Augenblick seine reinen Züge entstellte, „man verändert sich, wie die gnädige Frau sehr richtig bemerkten, vielleicht wird der Herr Graf hier den Beweis davon finden! Rasch öffnete er die Mappe und ein Ausruf des Erstaunens entfuhr den Lippen aller Anwesenden."

„Bei Gott, dies Weib ist schön wie keins!" rief begeistert der Baron, während Aurelie mit sichtbarem Verdruß bemerkte: „gewiß, wenn Herr Held nicht auffallend geschmeichelt hat, so muß

sich die kleine Alma sehr zu ihrem Vortheil verändert haben!"

Der Graf sagte kein Wort, er stand in dem Anschauen des Bildes versunken und als die Baronin es endlich mit einer Bewegung der Ungeduld wieder in die Mappe schob, ging er still zurück zu seinem Sitz im Fenster und nahm das Zeitungsblatt wieder zur Hand. Allein er las nicht wie vorher, sondern schaute gedankenvoll hinaus auf die Straße, ohne jedoch die Menschen zu bemerken, die sich geschäftig hin und herdrängten, und als Aurelie über die Anordnung zu ihrem Bilde mit dem Maler in ein lebhaftes Gespräch gerieth, verließ er still das Zimmer nur von dem Baron bemerkt, der nicht ohne Besorgniß sein verändertes Wesen wahrgenommen hatte.

Endlich waren die streitenden Parteien einig geworden, man war der Ansicht des Malers beigetreten, und dieser eilte nun Alles zu der ersten Sitzung vorzubereiten. Kaum war er aber in seiner Wohnung angelangt, als ihm der Graf Wartenberg gemeldet wurde.

„Ich komme Sie um das Bild meiner Frau

zu ersuchen,“ sagte der rasch Eintretende, zu dem erstaunten Ottomar, „bestimmen Sie den Preis, keiner wird mir zu hoch sein!“

„Es gibt keinen Preis für etwas Unveräußerliches, Herr Graf,“ sagte kalt der Maler.

„Sie können dem Gatten nicht das Bild seiner Frau verwehren wollen, mein Herr,“ erwiderte rasch der Graf, „denn ich setze voraus, daß Gräfin Wartenberg es Ihnen nicht geschenkt hat!“

„Gräfin Wartenberg gehört nicht zu den Frauen, die ihr Bild verschenken,“ erwiderte roth vor Zorn der junge Mann, „allein es ist ein Vorrecht des Malers von den Bildern, die er malt, eine Skizze zu behalten! Das lebensgroße Bild der Gräfin ist in Schloß Aarhorst in den Händen der Gräfin Linden, dort können der Herr Graf es ja sehen!“ Ottomar hatte diese letzten Worte spottend gesagt, er glaubte Alma auf immer von ihrem unwürdigen Gatten getrennt, und war daher wie vernichtet als der Graf nach einigem Nachdenken erwiderte: „Sie haben Recht, ich

kann es ja in Aarhorst sehen, und dort lebt ja auch das Original!"

Ottomar verwünschte seine unvorsichtige Aeußerung, und als der Graf dann über die Art seiner Bekanntschaft mit den Frauen in Aarhorst sprach und viele Einzelheiten zu wissen begehrte, war er um so vorsichtiger und zurückhaltender in seinen Antworten. Nur Almas große Wohlthätigkeit konnte er nicht unerwähnt lassen, und wie sie in der ganzen Gegend als ein helfender rettender Engel betrachtet werde.

„Sie hat also ein weiches Herz," sagte der Graf, wie mit sich selbst redend, „sie wird versöhnlich sein!" Dann bat er den Künstler ihm das kleine Bild noch einmal zu zeigen.

Ottomar glaubte diese Bitte nicht abschlagen zu dürfen, und der Graf stand lange in den Anblick des Bildes versunken. „Ja, das sind die Züge eines Engels," rief er endlich laut aus, und Ottomarn die Hand reichend, sagte er: „ich danke Ihnen, junger Mann, Sie haben ein großes, ein segenbringendes Talent!" und verließ dann ohne weitere Erklärung das Zimmer.

Ottomar war außer sich, er fürchtete durch seine Unvorsichtigkeit Almas Ruhe gefährdet, ihr Kämpfe und Unannehmlichkeiten bereitet zu haben, als aber der Graf in Wien blieb, und nach wie vor das Haus der Baronin täglich besuchte, so beruhigte er sich und glaubte, daß es bei dem entnervten blasirten Grafen nur eine augenblickliche Aufwallung gewesen sei, die eben so schnell wieder der gewöhnlichen Abspannung Platz gemacht habe.

Auch der Baron theilte diese Ansicht. Besorgt, daß der Anblick des Bildes den Wunsch in dem Grafen rege gemacht haben könnte, seine Gattin wieder zu sehen, und daß dies eine Aussöhnung herbeiführen möchte, hatte er den schwachen Mann auszuforschen gesucht, und auch dessen ihm ganz ergebenen Kammerdiener die größte Achtsamkeit empfohlen. Allein weder er selbst, noch Monsieur Pierre konnten etwas entdecken, der Graf schwieg beharrlich, so oft auch der listige Diener das Gespräch auf vergangene Zeiten lenken wollte, um den Gebieter zu veranlassen, selbst der Gräfin zu erwähnen, und rief zuletzt einmal un=

geduldig: „Weißt Du denn nichts Neues zu erzählen, daß Du mich immer mit diesen langweiligen, längst durchlebten Sachen unterhältst?“

Hierdurch beruhigt, gab der Baron seine Nachforschungen auf, und wirklich schien auch nichts zu befürchten zu sein. Wartenberg beschäftigte sich fast mehr wie gewöhnlich mit der Baronin, und schien für alles Andere in noch größere Gleichgültigkeit versunken.

So begannen die Sitzungen, und welchen Eindruck diese, so wie Aureliens ganzes Wesen auf den jungen Künstler machten, werden wir am besten aus seinem Tagebuch ersehen.

Aus Ottomars Tagebuch.

Hehre Schönheit, unsterbliche Göttin, in wie verschiedene Formen kleidest Du Dich, und immer entzückst Du den Blick! Glücklich der Stand des Künstlers, denn Deine Reize enthüllen sich ihm ungescheut und er darf schwelgen in Deinem Anblick!

Ich komme von Aurelien; schön ist dieses Weib wie eine Houri des morgenländischen Pa=

radieses. Wenn sie so vor mir dasitzt, vom rosigen Dämmerlicht umflossen, im leichten, weißen Morgengewand, dessen weiter zurückfallender Ermel den schönsten, gerundetsten Arm zeigt, während der feine, durchsichtige Stoff die schöne Büste, die vollen, runden Schultern nur scheinbar verhüllt, und sein zartes Gewebe der Haut die Weiße verleiht, die den orientalischen Schönheiten gewöhnlich fehlt. Wenn ihre lichtbraunen Augen mich anblicken mit diesem, nur ihr eignen, magnetischen Blick, dann fühle ich oft das Blut in heißen Strömungen mir zum Herzen dringen, meine Pulse klopfen fieberhaft, und ich empfinde es lebhaft, daß ich vierundzwanzig Jahr alt bin. Aber wenn ich dann heimkehre in meine einsame Zelle, wenn die reinen Engelszüge meiner Heiligen mich anlächeln, dann schwindet schnell das Blendwerk der aufgeregten Sinne, und ich fühle mit tiefer Beschämung, daß nur die mit Reinheit und Tugend gepaarte Schönheit unsre Anbetung verdient. Ja, sei Du mein Schutz, Alma mia, gegen die eigne Schwäche, wie gegen die Versuchung von Außen!

Das Bild schreitet vorwärts, und ich hoffe, es wird gelingen. Der Baron ist sehr zufrieden und auch Aurelie überhäuft mich mit Lobsprüchen. Der Graf hat schon mehrere Male den Sitzungen nicht beigewohnt, und auch Helmbold war manchmal nicht gegenwärtig. Sie ist geistvoll und liebenswürdig, diese Aurelie, doch scheint es mir, als wenn sie, nur wenn wir allein sind, die ganze Fülle dieser Liebenswürdigkeit entfaltet.

Was ist das? ich möchte fast glauben, daß Aurelie absichtlich Alle entfernt, daß sie die Gelegenheit mit mir allein zu sein eifrig sucht. Auch heute gab sie dem Baron einen unbedeutenden Auftrag, mit der Bitte, ihn gleich zu vollziehen, was ein spöttisches Lächeln auf den schmalen Lippen des listigen Mannes hervorrief. Als er sich entfernt hatte, leitete sie geschickt das Gespräch auf Freundschaft und Liebe, und fragte mich zuletzt geradezu, ob ich die ganze Gewalt der Liebe schon empfunden habe. Mein Herz zog sich krampfhaft zusammen, und mit dem Gefühl

des innern Unwillens erwiderte ich: „Ich habe bis jetzt nur meiner Kunst gelebt, gnädige Frau!“ Ein Ausdruck von Befriedigung flog über das schöne Gesicht der Baronin, und sie gab dem Gespräch eine andere Wendung. Seitdem zeichnet sie mich aber noch mehr aus und zieht mich oft in ihre Abendzirkel, wo sie mich mit der größten Aufmerksamkeit behandelt. „Sie sind unter erwünschten Constellationen geboren, Herr Held,“ flüsterte mir neulich der Baron zu, „nur, scheint mir, fehlt Ihnen noch der scharfe Blick, der das gebotene Glück auch hinter dichtem Schleier erkennt!“ — Was kann er meinen, sollte Aurelie, die gefeierte Dichterin, die berühmte Frau ihr Herz einem armen noch wenig gekannten Künstler schenken wollen? Mir schwindelt der Kopf, ich muß diesem Gedanken entfliehen.

Ich darf nicht mehr zweifeln, daß Aurelie wärmer für mich fühlt, als ich es je erwarten konnte. Als ich heute sagte: daß ich sie nur noch um eine oder zwei Sitzungen bitten würde, da

das Bild bald vollendet sei, rief sie sichtlich erschrocken: „Schon!“ und setzte dann sehr weich hinzu: „ich werde diese ruhigen Augenblicke, dies ungestörte Beisammensein sehr vermissen! Die Sitzungen waren mir lieb geworden, ich freute mich jeden Tag darauf!“ Ich sah sie an, Ihr Auge schimmerte im feuchten Glanze, und ihre halb geöffneten Lippen schienen zu beben. Sie war unaussprechlich schön, und doch fühlte ich mein Herz zu Eis erstarren, der Zauber war gebrochen, der mich bisher zu ihr hingezogen hatte, sie schien mir nichts Anderes zu sein, als ein begehrliches Weib, und stumm verneigte ich mich, und fuhr emsig in meiner Arbeit fort. Die Baronin schien betroffen und sah mich lange prüfend an, dann hob sie, ein leichtes Unwohlsein vorschützend, die Sitzung auf, bat mich aber, am Abend wieder zu kommen. Ich betrat mit einer gewissen Befangenheit ihren Salon, denn ich fürchtete einen kalten Empfang oder doch ein in jeder Art verändertes Wesen; angenehm war ich aber überrascht, als Aurelie mir freundlich, wie immer, entgegenkam und einen solchen Reichthum

von Geist und Liebenswürdigkeit entfaltete, daß ich, hingerissen von diesem Zauber, ihr meinen ungerechten Verdacht und mein schroffes Benehmen von diesem Morgen gern auf meinen Knieen abgebeten hätte.

Mit mehreren Empfehlungsschreiben von Graf Anselm an die ersten Familien der Stadt versehen, war Ottomarn der mühsame, dornenvolle Weg, den der junge Künstler ohne Ruf in einer großen Stadt gewöhnlich zu machen, um Vieles geebnet worden. In einem dieser Häuser hatte er die Bekanntschaft des Barons Helmbold gemacht, der ihn bei der, eben von ihren Reisen zurückgekehrten Baronin Hartenstein einführte. Aurelie liebte es, ihren Salon mit jungen interessanten Künstlern aufzuputzen, sie hatte es gern, wenn man sie eine Beschützerin der Kunst nannte und ihre Protection suchte. Aber auch aus andern Gründen war ihr der Umgang mit gebildeten, von schönem Enthusiasmus beseelten Künstlern angenehm, da diese die Dichterin aus

ihren Werken oft Gedanken und Gebilde schöpfen ließen, welche sie dann in das Gewand der Poesie gekleidet der Welt zurückgab. Ottomar schien allen diesen Anforderungen zu entsprechen, er war jung und schön, hatte viel gesehen und besaß jene gesellige Gewandtheit, die den jungen Männern seines Standes und seines Alters oft abgeht. Wenn gleich die Ideen der Zeit auch in seinem jugendlichen Gemüth tiefe Wurzeln geschlagen hatten, so war er doch fern von jener äußern Kälte und Schroffheit, die vielen jungen Männern des Mittelstandes eigen ist, welche die Liebe für ihr Vaterland und das Interesse für Deutschlands Einheit und Größe, durch ungerechten Haß gegen die verschiedenen Rangstufen in der Gesellschaft und durch unfreundliches, abstoßendes Benehmen zu beurkunden glauben. Dem Hochmuth und dem übertriebenen Stolz setzte Ottomar eine ruhige Kälte entgegen, aber er stieß die Hand, die ihm freundlich gereicht wurde, nicht zurück, blos deshalb, weil es die Hand eines Adeligen war. Mit freundlicher Hingebung kam er der ihm bewiesenen Freundlichkeit entgegen, er ehrte

den Menschen im Menschen, und nicht nur den Bürger im Bürger, sondern alle Menschen im ganzen Umfange des Worts. Der bevorzugte Stand war ihm im Ganzen, soweit er die niedern Classen beeinträchtigte, unangenehm oder verhaßt, aber nicht jeder Einzelne allein deswegen, weil er diesem Stande angehörte.

Dem scharfen Blicke des Barons war diese Charakterrichtung des jungen Mannes nicht entgangen, und er glaubte um so mehr sich den Dank der Freundin zu verdienen, wenn er ihr ihn zuführte, als die Spaltungen in den verschiedenen Ständen immer schroffer und fühlbarer wurden. Der hohe Adel lebte zwar in seiner gewohnten Weise, in hochmüthiger Abgeschiedenheit fort, doch konnte auch er dem fern her grollenden Donner sein Ohr nicht ganz verschließen, wenn gleich er äußerlich eine vornehme Nichtachtung zur Schau trug. In den andern Kreisen trat der Unterschied zwischen sonst und jetzt aber um so merklicher hervor. Das fröhliche, gemüthliche Leben hatte einen Stoß erlitten, das fühlte man deutlich, ohne es sich eingestehen zu wollen, gegen=

seitig wurden Worte und Gesinnungen geprüft und abgewogen, und wo ein adeliges Haus sonst gemischte Gesellschaft sah, da zogen sich die bürgerlichen Gäste jetzt mehr und mehr zurück, und kalte Schroffheit trat an die Stelle der sonstigen Behaglichkeit.

Der Salon der Baronin von Hartenstein gehörte zu denen, in welchem die verschiedensten Elemente sich zu treffen pflegten, denn Aurelie liebte die Mannigfaltigkeit und das selbst durch unsanfte Berührung Anregende. „Die Gesellschaft kommt mir vor, wie ein Musikstück,“ sagte sie oft, „es würde langweilig werden, wenn es sich immer in dem reinen Dreiklang bewegte, erst durch die Dissonanzen wird die Harmonie hervorgehoben und wirkt beruhigend auf die Seele, so muß auch im geselligen Treiben oft erst die harte Berührung die Geistesfunken hervorlocken, die ohne die weckende Kraft ruhig und unbemerkt im kalten Stein fortschlummern würden.“

Machte ihr vielleicht irgend eine hochgeborne Freundin einen Vorwurf über die etwas zu starke Mischung ihrer Gesellschaft, so erwiderte sie: „Die

köstlichsten Wohlgerüche bestehen aus den verschiedenartigsten Kräutern und keines derselben darf fehlen, soll die Essenz ihre ganze Kraft erhalten; wer nun diese Kräuter zu solchem Zweck sammeln will, der muß sich die Fliegen und Insecten gefallen lassen, die zwischen ihnen herumfliegen. So gibt es auch Menschenfliegen, die lasse ich ruhig und ungehindert durch meinen Salon summen, und pflücke still die duftenden Kräuter, deren ich zu meinem Zweck bedarf."

Das Bild war vollendet und lächelte in täuschender Aehnlichkeit den Beschauer an. Ottomars Ruf war durch dies Werk begründet, und es wurden ihm so viele Bestellungen zu Theil, daß er ihnen kaum genügen konnte. Nicht ungern ergriff er diesen Vorwand, seltner bei Frau von Hartenstein zu erscheinen; er hatte einsehen lernen, daß selbst eine tiefe heilige Liebe nicht immer gegen die Verirrungen einer sinnlichen Leidenschaft schützt und, die eigne Schwäche fürchtend, vermied er gern den Anblick dieser Circe, die ihm in manchen Augenblicken Abneigung und Grauen einflößte, in

andern Augenblicken aber ihn unwiderstehlich anzog. Er glaubte seinen Vorsatz sich aus ihrer verstrickenden Nähe zurückzuziehen, ohne zu auffallende Absichtlichkeit ausführen zu können, allein das Auge der Liebe ist scharf, es dringt durch die dichteste Hülle; Aurelie liebte den schönen Jüngling mit all der Gluth, die gewöhnlich ein Frauenherz verzehrt, in dem noch in spätern Jahren eine Leidenschaft ihre Schwingen entfaltet. Das Gefühl der Liebe, welches bei der Jungfrau schüchterne Befangenheit und stilles seliges Selbstgenügen, bei der jungen Frau banges Ahnen der Gefahr und vergebliche Anstrengung ihr zu entgehen hervorruft, das reißt gewöhnlich die ältere Frau hinaus über die Schranken, die Zartgefühl und Sitte vorsorglich um jedes weibliche Gemüth gebaut haben. Die Schüchternheit, die heilige Scheu der Jungfrau, die bange Befangenheit der jungen Frau sind längst abgeworfen, und so findet die Leidenschaft den fruchtbarsten Boden, in welchem ihr Same wuchernd aufgeht. Findet nun diese Leidenschaft keine Erwiderung, tritt Widerstand ihr demüthigend entgegen, dann schlägt sie

zur hellen Alles verzehrenden Flamme empor, deren Gluth der gekränkte Stolz täglich mehr anfacht. Die sieggewohnte Frau glaubt es ihrer Ehre schuldig zu sein, diesen Widerstand zu besiegen, und endlich den zu ihren Füßen zu sehen, der es wagt, sich ihren Fesseln entziehen zu wollen. Aurelie war gewohnt zu herrschen, durch einen Blick, eine geringe Gunstbezeugung zu entzücken, und sie sah erst mit Erstaunen und später mit bitterm Unwillen, daß der Mann, den sie fast noch als ein willenloses Kind betrachtet hatte, sich allen ihren fein angelegten Schlingen geschickt zu entziehen wußte. Die Geringschätzung ihrer Macht stachelte den Stolz der gefeierten Frau, und ließ die Leidenschaft, die sie empfand, ungetheilte Gewalt über ihr ganzes Wesen gewinnen. Sie hatte schon an dem ersten Abend ihrer Bekanntschaft Ottomar gesagt, wie sie glaube, ihn früher in Ungarn gesehen zu haben, war dann aber, um, wie sie sich sagte, den Jüngling nicht übermüthig zu machen, nicht wieder auf diesen Gegenstand zurückgekommen. Ihrem geübten Blick war der Eindruck nicht entgangen, den ihre Schön-

heit in den ersten Sitzungen auf den jungen Künstler machte, sie hielt daher sein scheues Zurückweichen anfänglich für schüchterne Bescheidenheit, für Mangel an Selbstvertrauen, und um ihm einen Beweis von Theilnahme zu geben, der ihn über ihre Gefühle nicht in Zweifel lassen konnte, führte sie eines Abends, als Ottomar ihr eine längst begehrte Zeichnung brachte, das Gespräch wieder auf diesen Gegenstand.

Sie hatte unter dem Vorwand eines leichten Unwohlseins ihre Thür für jeden andern Besuch verschließen lassen, und saß nun, vom matten Licht einer von der Decke herabhängenden Alabasterlampe beleuchtet, in dem kleinen Cabinet, Ottomars Besuch gewärtig.

„Ich werde heute Ihre Kunst nicht bewundern können, mein junger Freund," rief sie dem Eintretenden entgegen, „meine fatale Migräne plagt mich, und meine armen Augen vertragen nicht das Licht, aber plaudern wir ein wenig," fügte sie hinzu, indem sie dem jungen Mann mit einer Handbewegung einen Platz neben sich auf dem Divan anwies, „erzählen Sie mir von un=

serm lieben, schönen Italien, und helfen Sie mir so meine Schmerzen vergessen!"

Ottomar legte die Mappe aus der Hand und folgte dem erhaltenen Wink. Aurelie ruhte halb liegend in den weichen Kissen, die eine Hand stützte den schönen Kopf, von dem die langen, schwarzen Flechten in reizender Unordnung über Brust und Schultern herabfielen, sie war so schön in dieser nachlässigen Stellung, daß der Blick des Künstlers mit Entzücken auf den schönen Formen verweilte. Aurelie fühlte den Eindruck, den sie hervorbrachte, und ein zufriednes Lächeln spielte um ihren Mund und ließ zwei Reihen blendend weißer Zähne sehen. „Ich sollte mich eigentlich, in dieser Unordnung, den Blicken eines Fremden nicht zeigen," sagte sie, mit den reichen Flechten spielend, „allein mein Kopf verträgt den Druck der Nadeln nicht, und so muß ich schon als Schweizerin erscheinen!"

„Sie sind so schön in dieser malerischen Unordnung, gnädige Frau," rief lebhaft Ottomar, „daß ich nur bedaure, Sie nicht so gemalt zu haben!"

„Das würde ein unschönes Bild, mit mattem, von körperlichem Schmerz umflorten Blick, geworden sein,“ erwiderte Aurelie. Sie sah bei diesen Worten lächelnd zu dem jungen Mann hin, doch schien dieser Blick ihren eben ausgesprochenen Worten zu widersprechen, denn er leuchtete in heißer, südlicher Gluth. — Gewandt führte sie dann die Unterhaltung auf die Gegenstände, die einen Widerhall in dem Herzen ihres Zuhörers fanden. Sie hatte dieselben Orte und Gegenden, dieselben Kunstschätze gesehen, von denen Ottomar gern und mit aus dem Herzen strömender Lebendigkeit erzählte; sie theilte seine Ansichten oder schien sie zu theilen, und so schwanden die Stunden, ohne daß Ottomar ihren Flügelschlag bemerkte. Er war in der Lebhaftigkeit des Gesprächs der schönen Frau näher gerückt, seinen Worten lauschend hatte auch sie sich zu ihm hinübergebeugt, ihr warmer Athem umspielte seine Wange, und seine Pulse schlugen in rascheren Schlägen.

Da glaubte Aurelie, der Augenblick sei da, um auf ihr früheres Begegnen zurückzukommen, und ihm so zu beweisen, daß der Eindruck, den

sie empfangen, ein bleibender gewesen sei. Von der Ueberzeugung fortgerissen, daß Ottomar dieses Bekenntniß mit Entzücken aufnehmen würde, bemerkte sie nicht, daß sein Blick sich verfinsterte, sobald sie von Ungarn sprach, und als sie im Lauf der Erzählung erwähnte, daß sie damals in der Begleitung des Grafen Wartenberg und seiner sechszehnjährigen Gattin gereist sei, stand er rasch auf und fragte mit sichtbarer Aufregung: „Alma Wartenberg war mit Ihnen? sie hat mich unter den Arbeitern mit dem Stab, dem Zeichen roher Willkühr, in der Hand gesehen?"

„Und hat sie Ihnen niemals davon gesprochen?" fragte verwundert Aurelie, „Sie waren doch auch von ihr nicht unbemerkt geblieben!"

„Gräfin Wartenberg hat nie dieser Zeit erwähnt, an die ich nur ungern zurückdenke," erwiderte der Maler, und nach seinem Hut greifend, fügte er rasch hinzu: „Ich habe Ihre Güte schon zu lange mißbraucht, gnädige Frau, auch erwartet mich ein Freund, und ich fürchte wirklich, daß ich die Zeit schon versäumt habe!" Mit diesen Worten entfernte er sich schnell, ehe noch die bestürzte

Aurelie Zeit und Besinnung genug gewann, ihn zurückzuhalten.

Von dieser Zeit an vermied er so viel wie möglich das Haus der Baronin, wenn gleich ihr letztes Gespräch ihn unaufhörlich beschäftigte. Aber nicht, wie Aurelie gehofft hatte, um sich glücklich zu preisen, noch in ihrem Gedächtniß zu leben, rief er sich ihre Worte zurück, sondern nur, um sich zu fragen: hatte Alma Deine Züge vergessen, oder schwieg sie aus Rücksicht, aus weiblichem Zartgefühl, auch damals noch, als Du ihr offen Dein ganzes Leben erzähltest? Sorgsam rief er sich jedes Wort zurück, was ihm als Leitfaden dienen konnte, und plötzlich war es, als wenn ein Sonnenstrahl die Finsterniß um ihn her erhellte, denn er erinnerte sich, daß die alte Gräfin ihm einst gesagt hatte, ihre Tochter habe bei seinem ersten Anblick geglaubt, einen Bekannten zu begegnen. „Sie hat Dich nicht vergessen," jubelte er, „auch ihrem Gedächtniß waren die Züge des armen Jünglings nicht entschwunden, allein sie schwieg aus Schonung, denn sie fühlte, daß dies eine schmerzhafte Stelle war, sie schwieg

aus züchtiger Bescheidenheit, sie fürchtete Miß=deutung und trug nicht die Gefühle ihres keuschen Herzens zur Schau, wie jene Kokette, die in thö=richter Anmaßung mich zu bestricken wähnte. O, wenn doch die Weiber wüßten, wie sehr ihr un=zartes Entgegenkommen den Mann enttäuscht und zurückstößt! Wie schön, wie geistreich ist diese Aurelie, allein ihr fehlt das, was allein dauernd fesseln kann, die zarte Weiblichkeit, die keusche Zurückhaltung!"

Aurelie war nach Ottomars rascher Entfernung von Erstaunen und Ueberraschung sprachlos, lange in derselben Stellung unbeweglich geblieben. Ihre Hände lagen schlaff in dem Schooß, und der starre, nach der Thüre gerichtete Blick schien zu fragen: „Was war das? hält mich ein Traum umfangen?" Sie, die gefeierte, vergötterte Frau sah sich kalt zurückgewiesen! Sie, um deren Gunst Hunderte geworben hatten, sah diese Gunst ver=schmäht! Sie hatte ihr Herz, ihre Liebe einem fremden unbedeutenden Jüngling entgegengetra=gen, und statt Dank und Entzücken war ihr ein scheues Zurücktreten geworden! Sie konnte es

nicht fassen, was sie erlebt, ihre Gedanken drohten sich zu verwirren, und aus ihrer Erstarrung zum Leben und zum Gefühl der ihr zugefügten Beleidigung erwacht, gelobte sie sich, indem sie mit hastigen Schritten das Zimmer durcheilte, diesen Stolz zu brechen. „Zu meinen Füßen will ich ihn sehen," rief sie laut, um meine Liebe soll er flehen und dann will ich, im Angedenken dieser Stunde, den Pfeil in seine Brust drücken, der jetzt mein Innres zerfleischt, demüthigen will ich ihn, wie ich mich jetzt gedemüthigt fühle; den bittern Kelch verschmähter Liebe soll er bis auf die Hefen leeren und in dem eignen Schmerz dann den meinigen ermessen!"

Lange ging sie sinnend umher, faßte einen Entschluß und ließ ihn wieder fallen, um andere Pläne zu entwerfen. Endlich entschied sie sich dahin, daß sie am andern Abend, wo ihr Empfangstag war, Ottomarn mit der gewöhnlichen Freundlichkeit und Unbefangenheit begegnen wollte. Schon einmal war ihr dieser Ausweg geglückt, und sie hoffte dadurch auch diesmal den jungen Mann über die Natur ihrer Gefühle für ihn irre

zu leiten. Aber vergebens suchte ihr Auge die Thür, Ottomar erschien nicht, und voll Unmuth strebte sie umsonst ihre sonstige Haltung, ihre gesellige Liebenswürdigkeit zu bewahren. Mit jedem in vergeblicher Erwartung hingebrachten Augenblick wurde sie zerstreuter und unruhiger, und beantwortete die an sie gerichteten Fragen entweder gar nicht oder theilnahmlos und verkehrt. Man hielt sie für krank und zog sich früh zurück, und Aurelie blieb ihren trüben Betrachtungen überlassen. In ihr einsames Kabinet zurückgekehrt warf sie sich an den Schreibtisch, um durch einen Brief an ihre Freundin dem bangen Herzen den Trost der Mittheilung zu verschaffen.

Aurelie an Elise.

Der Würfel meines Lebens ist gefallen, Elise, mein Schicksal für immer entschieden! Glaube nicht, daß eine vorübergehende Leidenschaft mich fesselt, daß ich wie sonst nach kurzem Kampf genesen werde, nein, ich fühle es, daß das, was ich empfinde, so verschieden von meinen frühern

Gefühlen ist, wie der Thautropfen von dem Bergstrom, wie der schwache Funke, den der Stahl aus dem Stein lockt, von der Flammensäule des Vesuvs. Ein Vulkan brennt in meiner Brust, und seine Gluthen werden mich verzehren, wenn nicht die Seligkeit erwiderter Liebe wohlthätig und mildernd die Flammen löscht! Aber traure dann nicht um mich, geliebte Freundin, denn ich habe es ja doch gekannt das Gefühl einer heißen, unser ganzes Sein beherrschenden Liebe, nach dem ich so lange geschmachtet habe, und was jetzt mein Glück und mein Elend ausmacht!

Ich schrieb Dir einst, daß ich in Ungarn im Vorüberfahren einen jungen Menschen erblickt hätte, dessen wunderbare Schönheit mich zu enthusiastischen Aeußerungen hinriß, die mir die Mißbilligung meiner Begleiter zuzogen. So kurz auch der Augenblick war, wo ich ihn sah, so blieb sein Bild doch stets lebhaft in meiner Erinnerung, und oft bedauerte ich, daß ein so schönes Wesen scheinbar den niedern Ständen angehörte. In meinen einsamen Stunden rief ich diese schönen

Züge, diese schlanken Formen mit Wohlgefallen in mein Gedächtniß zurück, ich glaubte die goldnen Locken noch zu sehen, den Strahlenblick des blauen Auges noch zu fühlen, und konnte mich oft stundenlang in diese Erinnerungen vertiefen.

Vor einiger Zeit nun meldete mir Helmbold einen jungen Maler, der kürzlich aus Italien heimgekehrt sei, und den er mir vorzustellen wünsche. Ich willigte ein, und schon am nächsten Abend brachte er mir seinen Schützling. Im Gespräch mit einem andern Herrn vertieft, hatte ich ihren Eintritt nicht bemerkt, und erst als Helmbold den Namen Ottomar Held nannte, blickte ich gleichgültig auf, aber fast wäre ein lauter Schrei meinen Lippen entflohen, denn er war es, er, das Bild meiner Träume, den wieder zu erblicken ich mich oft gesehnt hatte! Aber schöner, männlicher war er noch als damals, wo ich den kaum den Knabenjahren entwachsenen Jüngling im Vorübereilen sah. Mit feinem geselligen Anstand begrüßte er mich, gleich fern von Anmaßung wie von Verlegenheit, und erhöhte so nur noch

den vortheilhaften Eindruck, den sein Aeußres hervorbrachte. Seitdem sah ich ihn oft, und die Liebe zog triumphirend ein in mein Herz, welches sie nun ganz und ungetheilt beherrscht.

In der ersten Zeit glaubte ich, daß auch er meine Gefühle in ihrem ganzen Umfang theile, und daß nur Schüchternheit seine Lippen noch schloß, denn er suchte oft meine Nähe, und in der allgemeinen Unterhaltung schien er nur mich zu hören. Nach und nach wurde er zutraulicher, und einst, als wir mit wenigen Freunden den Abend im traulichen Gespräch verbracht hatten, reichte er mir zum Abschied freundlich die Hand. Ein electrischer Schlag zuckte durch meine Glieder, und unverwandt folgte ihm mein Blick, als er, mit der nur ihm eigenen lieblichen Freundlichkeit, von den übrigen Anwesenden Abschied nahm. Meine Seele mußte in meine Augen getreten sein, denn, als er, schon der Thür nah, noch zu mir zurückblickte, da wendete er rasch um, und reichte mir, mit dem Ausdruck tiefer Innigkeit, noch einmal die liebe Rechte, und über mich kam es

wie Sonnenglanz, wie Blüthenduft, das berauschte Ohr glaubte Seraphsstimmen zu hören, während das trunkene Auge den ganzen Himmel offen sah, denn in der Tiefe des seligen Herzens rief es: Du bist geliebt! Bald änderte sich indessen Alles, und er, der sich mir mit heißer Sehnsucht zu nähern schien, der meinen Umgang, meine Nähe eifrig suchte, er zieht sich jetzt scheu zurück, und ein Engel scheint sein ehernes Schild schützend über ihn zu halten, denn fruchtlos prallen alle Pfeile ab, und Geist und Witz, ja sogar die feinste Schmeichelei findet nicht Eingang in seine Brust. Sage mir nicht, daß ich verachten, daß ich vergessen soll, ich vermag es nicht. Rufe mir nicht die Siege ins Gedächtniß zurück, die ich errungen habe. Was helfen hundert Siege, wenn der am heißesten ersehnte uns enteilt? Mein Stolz ist verletzt, mein Selbstgefühl gedemüthigt; ich muß den Kampf wagen und sollte ich kämpfend untergehen! Ich habe Männer zu meinen Füßen gesehen, vor denen das Zeitalter sich beugte, die Größten, die Weisesten haben mir gehuldigt, und dieser Knabe wagt es, mir zu

widerstehen? Aber ich will ihn besiegen diesen Trotz, will das Eis schmelzen, was dieses Herz umgibt, denn nicht mehr vermag ich zu leben ohne seine Liebe! Und Du, Elise, gönne Du mir den Trost meine Klagen ausschütten zu dürfen, in Deine treue Brust, denn die stolze Hartenstein muß sonst gegen Jedermann sich verstellen und die Qual, die sie verzehrt, im verschwiegnen Herzen tragen, will sie nicht lächerlich werden vor der Welt!

O, über die Verkehrtheit des Menschen, Elise, der nur das sucht, was sich ihm entzieht! Ottomar flieht mich und mein schwaches Herz strebt hin zu ihm. Kalt steht er mir gegenüber, während Flammengluthen mein Herz verzehren, und kalte Höflichkeit ist an die Stelle seiner frühern Hingebung getreten. Irgend ein Geheimniß muß hier zu Grunde liegen! Sollte ein andres Weib ihn fesseln? Sollte die Liebe, die mein höchstes Erdenglück ausmachen würde, einer Andren gehören? Dann wehe ihr, nicht rasten will ich, bis

auch Sie die Qualen empfindet, die meine Brust zerreißen, bis auch ihr Herz den Gram unerwiderter Liebe erliegt!

Ein Trost ist es mir, daß Wartenberg seit längrer Zeit abwesend ist. Du weißt, Elise, wie bald diese Liebe erlosch, wie bald sie bei einem Mann, wie Graf Adolph erlöschen mußte, er ist mir gleichgültig, zuweilen sogar unangenehm, und nur Gewohnheit fesselte mich noch an ihn, und ließ mich den Anblick seiner versunkenen Gestalt, sowie seine schlaffe geistlose Unterhaltung ertragen. Jetzt aber, wo mein Herz von dem Gefühl einer tiefen, mein ganzes Ich in Anspruch nehmenden Liebe durchdrungen ist, jetzt würde mir sein Anblick unerträglich sein! Er würde mir vorkommen wie das aufgeschlagene Register meiner Sünden und Vergehungen, und ich würde daran zweifeln, jemals Ottomars Liebe erringen zu können, ja sie jemals zu verdienen, da es eine Zeit gab, wo dieser Mann mir von Liebe sprechen durfte, wo ich thöricht genug war zu wähnen, daß gleiche

Gefühle für ihn mich belebten. Man sagt, der Graf gehe damit um, sich mit seiner Gattin zu versöhnen, wozu die Skizze eines Bildes von ihr die Veranlassung gewesen. Wirklich trug dies Bild Züge von überraschender Schönheit, und hat der Pinsel des Malers nicht idealisirt, so muß die blonde unbedeutende Alma sich sehr zu ihrem Vortheil verändert haben. Manchmal ist mir schon der Gedanke gekommen, daß die Nemesis walten könne, und diese schöne Frau die Ursache von Ottomars Kälte sei, und glühende Rachegedanken steigen dann in meiner Brust empor! Aber nein, Alma lebt bei ihrer strengen Mutter, ist selbst in klösterlich strengen Grundsätzen erzogen. Sie liebte ihren Mann, den sie ja in seiner jetzigen Versunkenheit noch nicht erblickt hat, und was mehr als Alles meinen Argwohn entkräftet, ist, daß Ottomar in keiner Art von Beziehung mehr zu ihr steht. Ich habe alle seine Schritte, seinen ganzen Briefwechsel überwachen lassen, ich habe weder Geld noch Mühe gespart, um Gewißheit zu erlangen, und ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß zwischen ihm und der Gräfin kein

Briefwechsel besteht. Aber selbst, wenn es wäre, so folgte dem Vergehen die Strafe auf dem Fuße, und ich könnte alle Rachegedanken aufgeben, denn durch den Wunsch Wartenbergs ist die Gräfin genugsam gestraft, und ich werde, ohne mein Zuthun, an der verhaßten Nebenbuhlerin gerächt!

Aurelie.

Ihrem Vorsatz getreu bot Aurelie Alles auf, um die Liebe des von ihr vergötterten Jünglings zu erringen, und Ottomar mußte oft ihre Nähe fliehen, wollte er nicht von dem unwiderstehlichen Zauber, den sie übte, überwältigt und willenlos bestrickt werden.

Es ist eine alte Erfahrung, daß der ältere Mann oft gefährlicher ist, als der Jüngling. Ihn hält nicht mehr die heilige Scheu, die schüchterne Befangenheit zurück, die in der Brust des Jünglings noch Raum findet. Ihm steht Lebenserfahrung und gesellige Gewandtheit zur Seite, sein klarer Verstand wird nicht mehr durch heftige Leidenschaft getrübt, er hat die Freuden dieser

Welt genossen und kennt ihren Werth, und so geht er sichern Schrittes seinem Ziele zu, ohne rechts oder links zu blicken, das er dann auch selten verfehlt. Aehnliches geschieht bei der Frau; ist es ihr gelungen ihre Schönheit bis in die spätern Jahre zu bewahren, so ist sie den Männern und namentlich den Jünglingen oft gefährlicher, als das schüchterne Mädchen oder die junge noch unerfahrne Frau. Durch den Reichthum ihrer Erfahrungen mit allen Irrgängen des menschlichen Herzens vertraut, durch den Umgang mit der Welt an Menschenkenntniß bereichert, weiß sie stets den richtigen Ton anzuschlagen. Von keiner zu lebhaften Leidenschaft geblendet und verwirrt, bleibt ihr der feine Takt, das geübte Ohr, was sie lehrt jeden Mißklang sorgsam zu vermeiden, und vorsichtig weiter zu schreiten ohne durch Kälte zu beleidigen, oder durch zu große Hingebung zu erschrecken. Aber frei von Leidenschaften muß sie sich selbst erhalten, soll ihr Sieg ihr gewiß bleiben! Aurelie liebte mit der Gluth der ersten Jugendliebe, ihr fehlte der freie Blick, das gemäßigte Handeln, doch war sie von der gütigen

Mutter Natur mit so reichen, so mannigfachen Gaben ausgestattet worden, daß Ottomar doch zuletzt dem unwiderstehlichen Zauber ihrer Liebenswürdigkeit sich huldigend gebeugt haben würde, wenn ein unvorhergesehenes Ereigniß nicht seine schon wankende Kraft gestählt und ihn allen ihm gelegten Schlingen entzogen hätte.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von E. H. R. Roempler in Dresden.